

Der Neubau des Schutzhaftlagers Dachau 1936–1938

Die Zeit des größten Terrors im Konzentrationslager (1. Teil)

Von Hans-Günter Richardi

Im Juli 1937 trat der Bau des neuen Schutzhaftlagers im Konzentrationslager Dachau ins letzte und entscheidende Stadium. Dem Neubau musste das alte Häftlingslager mit den Steinbauten der ehemaligen Königlichen Pulver- und Munitionsfabrik Dachau, in der das KL Dachau am 22. März 1933 errichtet worden war, weichen. Nach dem Abbruch der ausgedienten Fabrikanlagen, mit dem im Frühjahr 1936 begonnen worden war, und nach der baulichen Erschließung des umliegenden Geländes folgten nun die Erdbewegungen im Schutzhaftlager selbst. In großer Hast hatten die Gefangenen den bereits genutzten Grund im Stacheldrahtbereich und auch noch unberührten Boden im Norden des Lagers, wo sich bisher ein Fichtenwald erstreckte,¹ für das projektierte größere Schutzhaftlager ebenfalls baureif zu machen.² »Der Appellplatz«, berichtet der Häftling Alfred Hübsch,³ »wurde aufgerissen, das ganze Lager etwas tiefer gelegt. Unmengen von Kies und Erde (wurden) abgefahren, der Wald gerodet. Ausgemergelte Häftlinge schleppten die Baumstämme auf den Schultern ab und brachen oft unter der Last der schweren, nassen, noch grünen Stämme zusammen. Sehr oft wurden sie dann wegen »Faulheit«, »Drückebergerei« oder »Simulation« strafgemeldet und ausgepeitscht.«

Der große Lagerweiher neben der alten Kiesgrube im Häftlingslager, der schon Schutt und Trümmer der abgebrochenen Fabrikgebäude aufgenommen hatte, wurde nun vollends mit Erde zugeschüttet.⁴ Die schwere Arbeit hatte die Strafkompagnie der Gefangenen, abgekürzt »SK« genannt, zu leisten, die das Material zum Auffüllen des Sees in Loren auf Schienen heranfahren musste. Die Häftlinge entnahmen die Erde dem Wald nördlich des Lagers, wo später der Wildpark entstand. Das Waldstück war mit dem Weiher durch Geleise verbun-

den, die eine Entfernung von einem Kilometer überwand. Diese Distanz hatten die Gefangenen, die neben den Loren herlaufen und dabei die schweren Feldbahnwagen schieben mussten, am Tag insgesamt zweiunddreißigmal zurückzulegen. Das entsprach einer Gesamtstrecke von 32 Kilometern. Acht Fahrten hatten die Männer am Vormittag und die gleiche Zahl am Nachmittag zu machen, wobei der Hin- und der Rückweg als eine Fahrt galten.

Neben dem mörderischen Arbeitstempo, das von den Isolierten der Strafkompagnie – sie lebten von den übrigen Häftlingen streng getrennt – verlangt wurde, blieben den Angehörigen der SK auch Misshandlungen nicht erspart. Entlang der Schienen standen junge SS-Posten mit umgehängten Gewehren, die in der Hand eine dünne, nasse Wurzel hielten. »Auf geht's – Tempo!« schrien sie. »Und die Wurzeln«, erinnert sich Hübsch, »sausten unaufhörlich durch die Luft und trafen die Rücken der Unglücklichen.« Der Spießrutenlauf endete für die Gefangenen erst am Ziel, wo sie jedoch eine neue Demütigung erwartete. Sobald die Männer der SK am Weiher erschienen, hatten alle anderen Häftlinge, die dort damit beschäftigt waren, die herangefahrene Erde in den See zu schaufeln, unverzüglich zurückzutreten. Es war ihnen verboten, Fühlung mit den Unberührbaren aufzunehmen. So rollten die Loren, geschoben von mehreren Gefangenen, schnell heran. Rasch wurden die Kübel der Wagen mit der Ladung umgekippt und entleert, und schon eilten die Gehetzten mit den Loren wieder davon. Die Posten, die sie antrieben, ließen ihnen keine Pause. »Auf geht's – zurück. Tempo! Tempo!« brüllten sie drohend. Und von neuem begann der Spießrutenlauf über die Distanz von tausend Metern – aber nun in entgegengesetzter Richtung.



Einsatz von Dachauer Häftlingen an den Loren einer Feldbahn im mörderischen Arbeitstempo.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau



Blick auf eine Häftlingsunterkunft im alten Schutzhaftlager, das mit dem Umzug der Häftlinge ins neue Lager abgebrochen wurde.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

Mit dem Weiher verschwanden nun auch die Häftlingsunterkünfte in den Steinbauten des alten Lagers, die Zug um Zug abgebrochen wurden. Sie wurden durch neue Baracken aus gepressten und feuerfesten Leichtbauplatten ersetzt, wie dem so genannten Lageplan des SS-Verwaltungsamts zu entnehmen war, der seit dem 28. Juni 1937 vorlag.⁵ Auf seiner Grundlage konnte nun mit der Verwirklichung des Bauvorhabens begonnen werden,⁶ wenngleich die Finanzierung des Projekts noch nicht geklärt war. Das letzte Wort hatte auch hier das Reichsfinanzministerium, das letztlich über die Bewilligung größerer Beträge im »Haushalt der SS-Totenkopfverbände und Konzentrationslager« entschied.⁷ Heinrich Himmler, der im Haushaltsvoranschlag für das Jahr 1938 die Kosten für die Errichtung des neuen Lagers in Dachau mit 730 000 Reichsmark auswies und der im gleichen Zug für den Ausbau aller Konzentrationslager eine Gesamtsumme von mehr als sieben Millionen RM beantragte, konnte sich jedoch mit dieser Forderung nicht durchsetzen. Am Ende musste er sich mit insgesamt drei Millionen RM begnügen, was aber an der Ausführung der geplanten Bauten im KL Dachau nichts änderte.

Mit der Erneuerung des Schutzhaftlagers verfolgte der Reichsführer-SS auch die Absicht, das Häftlingslager zu erweitern. Das KL Dachau, das zunächst, wie die *Münchner Neuesten Nachrichten* am Tag vor der Eröffnung des Konzentrationslagers am 22. März 1933 gemeldet hatten, auf ein »Fassungsvermögen von 5000 Menschen« begrenzt war, sollte künftig 6000 Häftlinge aufnehmen können. Über die Beweggründe, die Himmler zur Vergrößerung des Lagers veranlassten, berichtete er am 8. November 1937 in einer Rede vor den SS-Gruppenführern. Darin erklärte er in aller Offenheit, dass er in einem künftigen Krieg mit einer Zunahme der Häftlingszahlen rechne, dass die Gefangenen auch so schnell nicht wieder entlassen und manche von ihnen die Freiheit überhaupt nicht mehr erblicken würden und dass es zudem sein Wille sei, diese Menschen zu zerbrechen. Damit widersprach er selbst der Behauptung der SS, die Konzentrationslager seien Erziehungslager. Es war vielmehr die Absicht des

Schwarzen Korps, die Häftlinge im erbarmungslosen Arbeitseinsatz zu Tode zu schinden und sich dabei noch an der Arbeitskraft ihrer Opfer zu bereichern.

Wörtlich sagte Himmler in seinem Vortrag, in dem er zunächst einen Überblick über die Entwicklung der Konzentrationslager gab, wobei er die nunmehr bevorzugte Umstellung des KL-Systems auf große Lager, denen die kleineren Einrichtungen weichen mussten, hervorhob: »Wir hatten bisher das Lager Dachau und das Lager Sachsenhausen bei Berlin und dann noch zwei kleinere Lager Lichtenburg und Sachsenburg und schließlich noch ein kleines in Thüringen. Die kleinen Lager Lichtenburg und Sachsenburg sind zugunsten eines großen Lagers in der Nähe Weimars, das (sic!) Konzentrationslager Buchenwald, aufgelöst worden. Die anderen beiden Lager, Dachau und Sachsenhausen, sind auf je 6000 Häftlinge erweitert worden. Buchenwald ist für 8000 Häftlinge vorgesehen. Ich habe die Überzeugung – es ist gut, wenn man das einmal ausspricht –, daß wir im Falle eines Krieges auch damit nicht auskommen. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß ein großer Teil von politischen und kriminellen Verbrechern – wir haben ja in diesem Jahr 2000 kriminelle Verbrecher, die mindestens 6 Vorstrafen und 6–7 Jahre Zuchthaus hatten, eingesperrt, worauf sich die Verbrechensziffer recht erheblich gesenkt hat – viele Jahre ihres Lebens, mindestens aber so lange, bis sie sich an Ordnung gewöhnt haben, und zwar nicht, daß sie nach unserer Überzeugung ordentliche Menschen geworden sind, sondern gebrochen in ihrem Willen, in den Lagern behalten müssen. Es wird sehr viele geben, die wir niemals herauslassen dürfen; denn seien wir uns darüber klar, breite Massen unseres Volkes werden in den nächsten Jahren und Jahrzehnten immer wieder einmal anfällig sein für das Gift des Bolschewismus, das in immer neuen Formen und in homöopathischen Dosen in der raffiniertesten Propaganda gereicht wird. Lassen wir ihre Funktionäre heraus, dann sind sie dem Gift verfallen; nehmen wir ihnen aber die Köpfe und das Führerkorps weg, lassen sie eingesperrt, dann wird der gute Geist im Deutschen in ersten Tagen auch bei dem, der im Ernst früher Kommunist



Das riesige Baugelände, auf dem das neue Schutzhaftlager entstand. Dem Bauvorhaben musste der Fichtenwald, der dort stand, weichen.

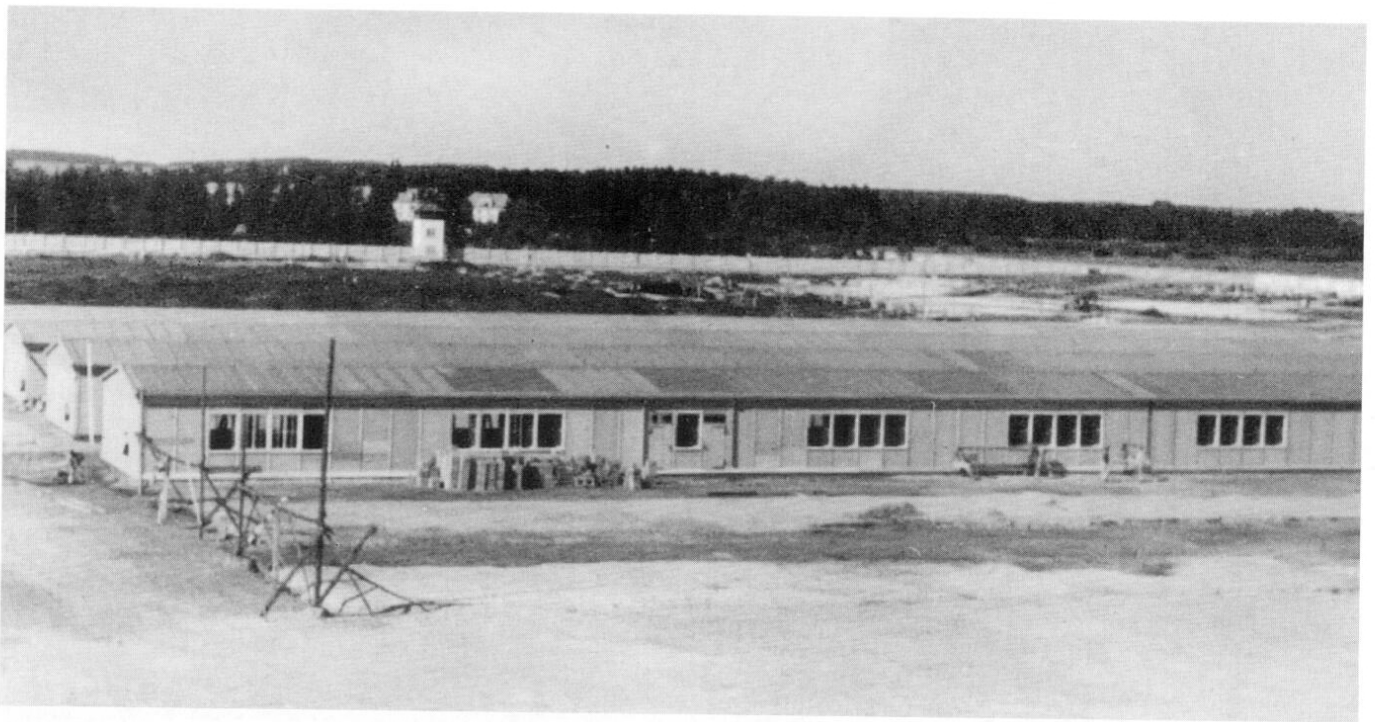
Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

war, überhandnehmen und er wird dem guten Geist folgen. Würden wir das nicht tun, so muß ich sagen, würde ich heute schon oder erst recht im Ernstfall sehr schwarz sehen.«⁸ Himmler machte also kein Hehl daraus, dass der Ausbau der Konzentrationslager auch Bestandteil der Kriegsvorbereitungen war. Die Lager sollten dem NS-Regime während der Aufrüstung und auch nach der Entfesselung eines Krieges den Rücken von »staatsfeindlichen Elementen« freihalten, wie dies der Inspekteur der Konzentrationslager und Führer der SS-Totenkopfverbände, SS-Gruppenführer Theodor Eicke, bereits am 3. Juni 1936 gegenüber dem Reichsstatthalter in Thüringen, Fritz Sauckel, hervorgehoben hatte.⁹ Er schrieb, dass die Errichtung eines Konzentrationslagers in Thüringen »aus Gründen der Staatssicherheit unumgänglich notwendig ist, da das Land Thüringen als Herz Deutschlands im Falle eines Krieges von staatsfeindlichen Elementen besonders heimgesucht werden wird, was durch die Vorgänge verflossener Jahre unter Beweis gestellt wurde.« Eicke, der damals bei Weimar die Gründung des Konzentrationslagers Buchenwald betrieb, unterstrich am 27. Oktober 1936 in einem Schreiben an den Leiter des Thüringischen Ministeriums des Innern nochmals: »Eine solche Einrichtung dient nicht nur im Frieden, sondern muß den Bedürfnissen eines Krieges in erhöhten (sic!) Maße Rechnung tragen.«¹⁰ Aufgabe der Konzentrationslager war es jedoch nicht allein, in einem Krieg jeden Widerstand gegen die NS-Machthaber im eigenen Land zu brechen, sondern die Lager waren auch für den Zuwachs von Verfolgten aus den eroberten Gebieten gedacht. Das alles stand hinter der Planung, mit der im KL Dachau der Neubau des Schutzhaftlagers in Angriff genommen wurde. Den Bauarbeiten fiel zunächst die Lagerwäscherei zum Opfer, die bisher Georg Scherer aus Dachau als Capo geführt hatte.¹¹ Der Häftling Karl Ludwig Schecher, der unter ihm gearbeitet hat, erinnert sich später mit Hochachtung und mit Sympathie an den gelernten Eisendreher: »Dieser Beruf erzieht besinnliche, exakte, ruhige Menschen. Unser Capo lief nicht, wie es seine Kollegen gewöhnlich taten, mit den Händen auf dem Rücken herum, um überall zu nörgeln und sich beständig

in die Arbeit einzumischen. Er griff nur ein, wo es notwendig war. Gegenüber unserem unmittelbaren SS-Vorgesetzten, dem Kammerverwalter, nahm er die Interessen seines Arbeitskommandos geschickt wahr; für Maßnahmen, die er getroffen hatte, stand er auch ein. Vier Jahre später bekam er Gelegenheit, seine Fähigkeiten im schwierigen Umgang mit Kameraden und mit der SS in wichtigerer Stellung zu bewähren. (Schecher spielt mit dieser Bemerkung auf die spätere Ernennung Scherers zum ersten Lagerältesten im KL Dachau an, Anm. d. Verf.) Er war Nichtraucher, und das erleichterte es ihm, ohne eigene Gier mühsam bezwingen zu müssen, die Befolgung der Rauchvorschriften im Arbeitskommando durchzusetzen und damit die Gefahrenzone zu verkleinern.«¹²

Mit dem Beginn der Baumaßnahmen für das neue Schutzhaftlager verlor Scherer jedoch den Capoposten, und mit ihm büßten seine Männer einen Arbeitsplatz ein, der ihnen bisher ein erträgliches Dasein im Konzentrationslager ermöglicht hatte.¹³ Die Häftlinge hatten diesen Tag bereits seit langem mit Sorge kommen sehen. »Ende Juni 1937«, berichtet Schecher,¹⁴ »war es soweit: Die Wäscherei wurde ganz aufgelöst. Unsere Arbeitsbaracke wurde mit als Wohnbaracke benötigt, da die beiden hinteren Baracken jeder Reihe abgerissen werden mußten. Hier sollten die Fundamente des neuen, sich über die ganze Lagerbreite erstreckenden Bunkers ihren Platz finden. Der Aufbau des neuen Lagers begann.

Zunächst wurden wir von Baracke IV, die ebenfalls dem Abbruch verfallen mußte, auf Baracke VIII verlegt. Hier waren die (hölzernen, Anm. d. Verf.) Bettgestelle für die Strohsäcke entfernt und dafür der ganze Raum mit eisernen Bettstellen in drei Reihen übereinander bestückt worden. Über hundert Häftlinge mußten jetzt in einem Korporalschaftsraum Platz finden. (Bisher waren es 54 Mann, Anm. d. Verf.) Wir hielten damals diese Belegung für unerträglich eng. Später lernten wir, daß man Menschen noch ganz anders zusammenpressen kann. Die Kameraden von meiner alten Stube waren fast alle noch da, aber es kamen sechzig bis siebzig neue Gesichter hinzu.



Das Foto zeigt die neuen Wohnbaracken, die sich hier noch im Aufbau befinden. Sie ersetzen die alten Häftlingsunterkünfte des ersten Schutzhaftlagers.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

Nach achtzehn Monaten der Arbeit in einem geborgenen Kommando hieß es jetzt wieder: hinaus an die Schwerarbeit! Ich kam zum Arbeitskommando Baracken-Abbruch, einem sehr staubigen Kommando in jedem Sinne des Wortes. In die fallenden Balken und stürzenden Steine tönte immer wieder das Geschrei der aufsichtführenden Scharführer und der nicht minder stimmungswaltigen Capos. Zum Glück gab es hier wenigstens keine Posten, denn wir arbeiteten ja innerhalb des Schutzhaftlagers. Ich war nun nicht umsonst bald zwei Jahre im Lager und hatte zu meiner anfänglichen Naivität einiges dazugelernt. Während ich auf einem abzumontierenden Dachsparren saß und ohne menschliches Mitgefühl sah, wie die Wanzen, diese Konkurrenz der SS bei der Peinigung der Häftlinge, zu vielen Tausenden auf der Flucht zermalmt wurden, dachte ich nach. Ich hielt gerade eine der großen Balkenschrauben in der Hand, mit denen Spannriegel und Kehlbalken verbunden waren, als der vorbeikommende Capo zu mir hinaufrief: »Daß mir alle Schrauben aufgehoben werden, keine darf verlorengehen!« Da kam mir die erlösende Idee: Schraubensammler werden! Ich ging die Leiter hinunter, in der Hand die soeben gelöste Schraube als Anfangskapital meines neuen Unternehmens. Von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle sammelte ich die meist achtlos weggeworfenen Schrauben aller Größen und trug sie auf einem staubgeschützten Platz zusammen. In einer Stunde hatte ich schon einen respektablen Haufen. Der Capo kam wieder bei mir vorbei. Wahrscheinlich war er der Meinung, daß ich für dieses Geschäft eingeteilt sei, und sagte: »Du mußt die Schrauben selbstverständlich auch vom Kalkstaub reinigen und nach Größen zusammenlegen!« – »Ich bin gerade dabei«, sagte ich, erfreut über diese legale Ausweitung meiner Tätigkeit. Ich trug also den ganzen Tag Schrauben zusammen, reinigte sie mit einem irgendwo gefundenen alten Lumpen und ordnete meinen Haufen. Ich hatte vollauf zu tun, tat mir aber nicht weh. Hin und wieder unterbrach ich meine Tätigkeit und trat eine Wanze, die sich auf der Flucht in meine Nähe verlaufen hatte, mit einem Segenswunsch zusammen. Der Mensch kann sein Rachegefühl schwer bezähmen.

Für drei Tage hatte ich hier angenehme Arbeit. Dann wurden die Arbeitskommandos neu eingeteilt. Ich kam zum Baracken-Aufbau.

Das neue Lager war abgesteckt. Die Arbeiten waren schon in vollem Gang. Vierunddreißig Baracken, je siebzehn auf jeder Seite einer breiten, durchgehenden Lagerstraße, waren vorgesehen. An den vorderen Baracken waren schon die Fundamente eingeschalt, dort, wo die hintersten Baracken Platz finden sollten, standen noch Bäume und war noch zu planen. Ich kam mit Pickel und Schaufel zu einem Trupp, der die Gräben für die Barackenfundamente auszuwerfen hatte. (...) Wir verstanden hier zufällig wieder unserem Wäscherei-Capo, der ja auch brotlos geworden war. Immerhin war er als ehemaliger Capo wieder mit Aufsichtsfunktionen betraut worden. Auch hier war gut unter ihm zu arbeiten.«

Wer in dieser Zeit einen menschlichen Capo hatte, konnte von Glück reden. Denn der Druck, den die SS während des Lagerbaus auf die Häftlinge ausübte, überstieg jedes vorstellbare Maß. »Auf dem großen Arbeitsplatz«, berichtet Schecher,¹⁵ »lief alles in einem scharfen Tempo ab. Fortwährend erfolgten Umgruppierungen und Neueinteilung der Arbeitskommandos. Bewegung war nur im Laufschrift gestattet. Wer beim »Gehen« gesehen wurde, bekam eine Strafmeldung. Gearbeitet wurde sonntags wie werktags. Vom 7. Juli 1937 bis zum Ostermontag des folgenden Jahres arbeitete das ganze Lager täglich, nicht einmal an Weihnachten und Neujahr wurde eine Ausnahme gemacht.¹⁶ Es presierte mit der Fertigstellung des neuen Lagers gewaltig. In der Reichsführung-SS wußte man, warum und wofür.«

Mit Schaudern erinnert sich auch Scherer an die Dachauer Schreckenszeit: »Alles, was sich im Lager bewegte, mußte im Laufschrift gehen – egal, ob einer eine Schubkarre oder eine Schaufel hatte.«¹⁷ Mit ähnlichen Gefühlen blickt der jüdische Häftling Hugo Burkhard auf die Bauperiode zurück. »Es war ein Hetzen und Jagen«, berichtet er.¹⁸ »Monatelang keinen arbeitsfreien Sonntag, abends oft bis in die späte Nacht arbeiten ohne Rast und Ruhe.«

Noch nicht einmal für den Schlaf hatten die Häftlinge ausrei-



Den Häftlingen steht nur unzureichendes Baugerät zur Verfügung. Die SS versagt den Gefangenen jedes Hilfsmittel, das ihre Arbeit erleichtern könnte.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

chend Zeit. Schon in aller Frühe trieb sie die SS aus den Betten. Hübsch blieb der harte Tageslauf unvergesslich: »4 Uhr Wecken, 5.30 Uhr Antreten zum Zählappell, 6 Uhr Beginn der Arbeit. Um 6 Uhr abends war Arbeitsschluß, anschließend wieder Zählappell.¹⁹ Dann arbeitete die Strafkompagnie noch weiter bis zur Dunkelheit. Pausenlos wurde den ganzen Tag über geschafft, werktags, sonn- und feiertags, ganz egal, immerzu.«²⁰

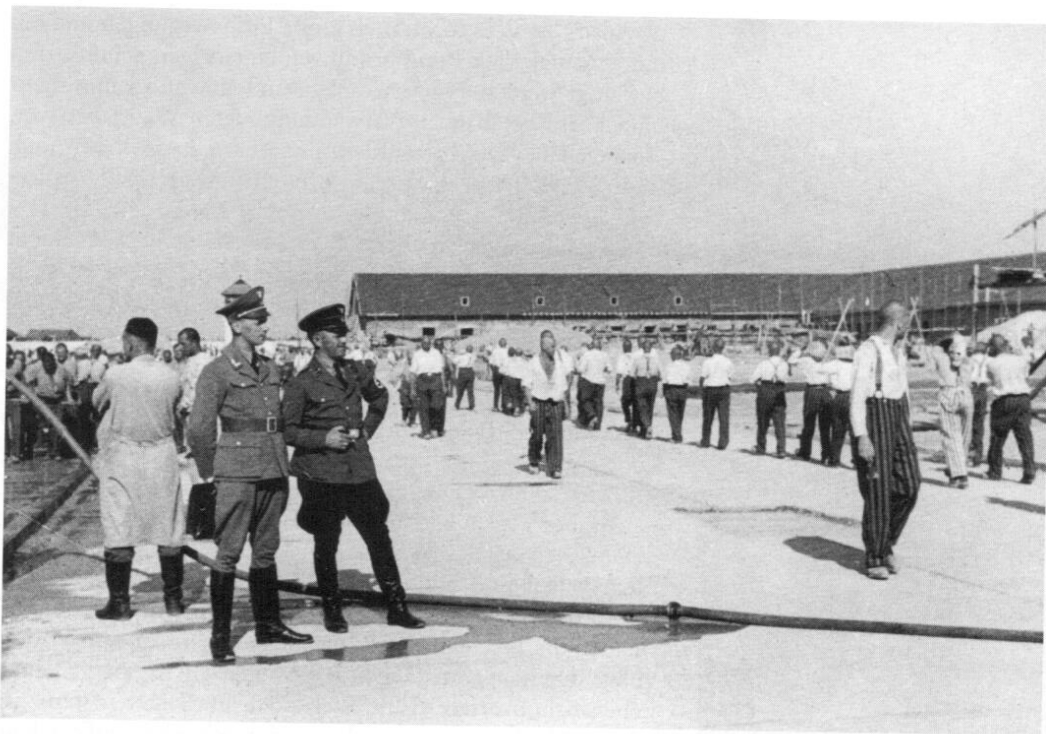
Ein Heer von Gefangenen war, wie sich Hübsch erinnert,²¹ allein an den Schubkarren im Einsatz: »zum Kies-, zum Sand-, zum Humusfahren, bei größter Hitze, bei stärkster Kälte, bei strömendem Regen.« Die SS, die keinen Zeitaufschub duldet, nahm auch auf die Witterung keine Rücksicht. Selbst bei schlechtestem Wetter ließ sie die Arbeit nicht unterbrechen. Für die Häftlinge hieß es, wie Hübsch berichtet, immer wieder nur: »Ausrücken, arbeiten, ausrücken, arbeiten.« Der Einsatz wurde noch durch unzureichendes Gerät erschwert. So erinnert sich Oskar Winter, der mit jüdischen Mitgefangenen zum Kiesschaufeln kommandiert worden ist, dass die ihnen »gelieferten Schaufeln verhältnismäßig kleine, herzförmige Blätter hatten mit langem Stiel, die am besten übers Knie oder (über den) Oberschenkel bewegt werden mußten.«²² Auch die Karren, die den Häftlingen zur Verfügung standen, waren nur schwierig zu handhaben. »Die Schubkarren«, weiß Hermann Lein aus eigener Erfahrung,²³ »waren plumpe, schwere Geräte, die beladen ein unmenschliches Gewicht hatten. Nur mühsam brachte man diese Dinger vom Fleck.«

Die SS versagte den Männern jedes Hilfsmittel, das die Tätigkeit der Gefangenen hätte erleichtern können. »Arbeitsparende Maschinen«, berichtet der österreichische Häftling Wal-

ter Adam,²⁴ »gab es nicht, auch große Erdbewegungen mußten mit Schaufel, Pickel und primitiven einrädigen Schubkarren bewältigt werden. Nur zeitweilig stand eine alte, kaum mehr brauchbare Feldbahn in Verwendung, deren Wägelchen von Gefangenen gezogen wurden, immer im Laufschrift. Auch leere Schubkarren mußten im Laufschrift geschoben werden, volle hoch über den Rand beladen sein. Bei Schaufelarbeiten mußten die Schaufeln übervoll genommen werden, bei einem Arbeitstempo, das selbst junge, geübte Erdarbeiter nicht lange durchhalten konnten. Atempausen waren verpönt, nur bei größter Hitze wurde in Gießkannen Trinkwasser gereicht.« Die Folge der Schinderei war, dass kaum einer der Männer ohne größere oder kleinere Verletzungen blieb. Blutig aufgeschundene Hände, Quetschungen und Wunden an den Füßen, die von den harten Schuhen aufgerieben waren, gehörten zum Alltag der Häftlinge. Diese Verwundungen fielen aber gegenüber dem größeren Elend der Kameraden nicht ins Gewicht, die unter der Last der Strapazen zusammenbrachen und hilflos am Arbeitsplatz niedersanken, weil sie am Ende ihrer Kräfte waren. »Wir«, erinnert sich Hübsch,²⁵ »fanden die Erschöpften in der Hitze, in der Kälte oder auch völlig durchnäßt im Regen.« Sie lagen an Kiesbergen und neben Schubkarren. »Laßt mich doch im Schatten sterben«, hörte Hübsch einen Mann flehen, der sich schon aufgegeben hatte.

Doch selbst diese Menschen, die in ihrer Hilflosigkeit einen erbarmungswürdigen Anblick boten, fanden nicht das Mitleid der SS. Sie hatten im Gegenteil noch mit einer Strafe zu rechnen, wenn sie von ihrem Kommandoführer bemerkt wurden. Der Lagerkommandant, SS-Oberführer Hans Loritz, ließ den gefürchteten Prügelbock sogar ins Lager tragen, um die Strafe ohne Zeitverlust an Ort und Stelle vollstrecken zu können. Hiebe mit dem Ochsenziemer drohten auch dem, den Loritz beim langsamen Gehen überraschte.²⁶ Und die Gefahr, von Loritz erappt zu werden, war groß; denn der SS-Oberführer inspizierte immer wieder das Baugelände. Dazu bediente er sich eines Motorrades der Marke »BMW«, mit dem er am äußeren Rand des Lagers entlangfuhr.²⁷ Von der Maschine aus, die er nur innerhalb des KL-Bereiches benutzte und deren Kennzeichen »II A 12 500« daher ohne Polizeistempel war, kontrollierte er das Heer der arbeitenden Häftlinge. Jeder, der dabei sein Missfallen erregte, erlitt die Prügelstrafe. »Der Bock«, berichtet der Häftling Hans Schwarz,²⁸ »ist aus dem Lager nicht mehr verschwunden.«

Zu den Strafen, die allein schon das Leben der Gefangenen zur Hölle machten, kamen noch die Schikanen der SS, die zusätzliches Leid über die Männer brachten. Die Quälereien gingen von den SS-Kompanieführern (später SS-Blockführer genannt) aus, die überall herumlungerten, um »bei jeder Gelegenheit«, wie sich Burkhard erinnert,²⁹ »die schwerarbeitenden Häftlinge zu drangsalieren.« So bedeutete die Tatsache, dass die Gefangenen ohne Begleitung von Wachmannschaften im Einsatz waren, da sich ja die Arbeitsplätze der Kommandos innerhalb des Schutzhaftlagers befanden, für die Männer keine Erleichterung. Wie sich schnell zeigte, standen die Kompanieführer an Gemeinheit den gefürchteten SS-Posten nicht nach. Immer wieder hielten sie mit Übergriffen und Misshandlungen das Lager in Atem. »Vorwiegend«, berichtet Burkhard, »suchten sie sich dazu ältere und schwächliche Häftlinge aus oder auch solche, die erst einige Tage im Lager – mit den unberechenbaren Gepflogenheiten der SS noch nicht vertraut und durch den frischgeschorenen Kahlkopf und die Blässe leicht erkenntlich – waren.« Aber selbst die schon erfahrenen Häftlinge mit inzwischen



Die Gefangenen unterliegen der ständigen Kontrolle der Lager-SS, die keinen der Männer aus den Augen lässt. Strafen und Schikanen machen den harten Arbeitseinsatz zur Hölle. Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

wettergegerbtem Gesicht blieben von den Schikanen nicht verschont. Schecher, der einmal unweit von einer Stelle gearbeitet hat, an der eine »große, mehrere Meter tiefe Latrine ausgehoben« worden ist, berichtet, dass sogar der Gang zur Toilette mit Gefahren verbunden war: »Man mußte sich hüten, sie zu benützen, denn es war ein beliebter Scherz der Scharführer, die dort »sitzenden« Häftlinge in die Jauche hinunterzustoßen.«³⁰ Fritz Wandel erinnert sich an ein anderes »Vergnügen« der SS-Leute: »Die SS.-Männer fuhren auf Rädern durch das Lager, und jeder, der ihnen zufällig begegnete, wurde gefaßt und angeschrien: »Komm mal mit, Junge!« Er wurde dann über den Bock gelegt, mit 25 Stockschlägen traktiert und danach sofort wieder an die Arbeit geschickt. Ob er etwas getan hatte oder nicht, war unwesentlich; die Hauptsache war, daß die betrunkenen SS.-Männer ihr Vergnügen hatten.«³¹ Ähnliches berichtete Toni Fischer seinem Mitgefangenen Edgar Kupfer-Koberwitz, als dieser Jahre später nach Dachau kam: »Ich mochte nicht über die Lagerstraße gehen, überall, wo die SS einen Häftling sah, hielt sie ihn auf und prügelte ihn. Es war widerlich zu sehen, wie diese jungen Flegel alte Leute ins Gesicht schlugen oder mit Füßen traten.«³²

Auch das Spießbrutenlaufen, das die SS-Posten mit Angehörigen der Strafkompagnie beim Auffüllen des Lagerweiheres veranstaltet hatten, blieb für die Männer der SK keine Ausnahme. »Im Jahre 1938«, berichtet Julius Schätzle aus eigenem Erleben,³³ »war ich einmal bei einer Kolonne am Rollwagen. Wir mußten hinter der SS-Kaserne einen riesigen Erdhaufen etwa 800 Meter weit transportieren. Die SS stellte ein Spalier mit 20 Meter Abstand(.) und hier durch wurden wir von morgens bis abends gejagt. Zu der Arbeit des Auf- und Abladens legten wir jeden Tag 50 bis 60 Kilometer über unebenes Baugelände zurück.« Unvergesslich blieb Schätzle, wie die jungen SS-Angehörigen »ihre besondere Freude daran hatten, mit dem aufgefanzten Bajonett die Häftlinge bis zum Umfallen zu quälen.«³⁴

Nicht anders als den Isolierten erging es den Juden. Auch sie terrorisierte die SS mit unglaublicher Grausamkeit. Ergreifende Szenen spielten sich allein in dem Fichtenwald

ab, der für die Erweiterung des Schutzhaftlagers abgeholzt wurde. Die Arbeitskommandos, deren Aufgabe es war, dort die Bäume zu fällen, bestanden aus Juden.³⁵ Da das Waldstück noch nicht in das Lager einbezogen war, wurden die Häftlinge im Gegensatz zu ihren Mitgefangenen, die im Stacheldrahtbereich arbeiteten, von SS-Posten bewacht. So waren die Männer immer wieder den abstoßenden »Späßen« ausgesetzt, die sich die SS-Rowdys zu ihrer Erheiterung einfallen ließen. Mit sadistischem Vergnügen trieben sie zum Beispiel immer wieder einen Gefangenen auf den Wipfel eines Baumes, während die Kameraden gerade damit beschäftigt waren, den Stamm umzuschneiden. Sobald sich dann der Baum zum Sturz neigte, musste der Mann in der Krone das Lied anstimmen: »Kommt ein Vogel geflogen.« Zum Glück für den Betroffenen verlief der Sturz in der Regel harmloser, als es zunächst den Anschein hatte. »Da passierte nichts«, versichert Scherer, der Augenzeuge dieser SS-Belustigungen geworden war.³⁶ »Bis die unteren Äste alle den Boden berührt hatten, federte die Krone zurück und warf den Mann ab.« Auf diese Weise konnte er nicht vom Stamm erschlagen werden. Doch die Ängste, die der Unglückliche dabei ausstand, waren für ihn Schrecken genug.

Eine noch erschütterndere Szene erlebte Wandel.³⁷ Wie er beobachtete, hatte es ein SS-Mann im Alter von höchstens 19 Jahren auf zwei Juden, Vater und Sohn, abgesehen, die zusammen in einem Kommando arbeiteten. Zunächst ging er auf den Jungen los. »Zurück zur Natur, du Affe!« brüllte er ihn an und zwang ihn mit dem Gewehr im Anschlag, in den Wipfel eines Baumes zu steigen. Er gab sich erst zufrieden, als der Jude so hoch geklettert war, dass sich die Spitze des Baumes unter dem Gewicht des Mannes waagrecht zur Seite geneigt hatte. Dann befahl der SS-Mann dem Vater, den Stamm umzusägen. Dieser widersetzte sich jedoch der Anordnung, worauf der Bewacher über den Alten herfiel und ihn misshandelte. Erst als der Sohn dem Vater zurief, dem Befehl endlich nachzukommen, griff der Verzweifelte zur Säge, die er aber bald wieder sinken ließ. Das Zögern brachte dem Wehrlosen neue Schläge ein, und noch einmal forderte der Sohn ihn auf, dem Rohling zu gehorchen. Kurz darauf stürzte



Das Ziehen der Straßenwalze ist für die Häftlinge im Straßenbau mit unbeschreiblichen Strapazen verbunden. Viele sind dieser Schinderei nicht gewachsen und brechen erschöpft zusammen.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

der Baum um und riss den Jungen mit in den Tod. Diesmal hatte kein federnder Wipfel den Mann vor dem Schlimmsten bewahrt.

Selbst nach dieser Tragödie hatte die SS mit dem Alten, der nach dem Todessturz des Jungen bewusstlos zusammengebrochen war, kein Mitleid. »Als der Vater«, erinnert sich Wandel, »am Abend auf den Knien rutschend ins Revier hereinkriecht und darum bittet, seinen Sohn noch einmal sehen zu dürfen, wird er von den SS.-Männern mit Fußtritten traktiert und mit dem Gummiknüppel aus dem Revier hinausgeprügelt. Dabei traf ihn ein Fußtritt so in den Bauch, daß ihm ein Darm platzte. Aus Furcht vor weiteren Mißhandlungen wagte er nicht mehr(,) aufs Revier zu gehen und sich behandeln zu lassen. Die Folge war, daß er zwei Tage später an der Darmverletzung starb.«

Unter dem Druck der SS schritten die Bauarbeiten im Lager rasch voran. Unaufhaltsam ging auch der Abbruch der ausgedienten Baracken weiter. Bald waren die Mauern, wie Schecher berichtet,³⁸ »bis auf Mannshöhe verschwunden«. Den Abtransport der Trümmer mussten die Gefangenen ebenfalls ohne jedes technische Hilfsmittel selbst besorgen. »An einer besonderen Stelle«, erinnert sich Burkhard,³⁹ »war ein großer Steinhaufen von Abbruchsteinen der alten Baracken aufgeschichtet, zu dem wir die Steine schleppen mußten. Den Berg (hatten wir) immer mehr und mehr (zu) erhöhen. Dieser große Steinhaufen, der bereits eine Höhe von einigen Metern erreicht hatte, wurde von der SS ›Berg Sinai‹ getauft, da in der Hauptsache für diesen Sklavendienst jüdische Häftlinge verwendet wurden. War die Spitze dieses Steinhaufens an und für sich schon schwer zu besteigen, wurde uns dieser Weg noch dadurch erschwert, daß uns menschenunmögliches Gewicht von Steinen aufgeladen wurde, unter deren Last wir oft keuchend und atemlos zusammenbrachen. Dazu kamen noch Fußtritte und die üblichen Schikanen sowie das Verbot von Tragen der Handschuhe im frostigen Winter! Eine besondere Tortur hatte (ein) Häftling (...) aus München durchzumachen. Er wurde stundenlang gequält und geohrfeigt, bis ins Unmenschlichste mißhandelt, und als er endlich, keuchend unter der schweren Last(,) oben gelangt war, von einem

SS-Mann den Berg hinabgestürzt. Ohnmächtig und mit zerschmetterten Knochen lag er auf dem kalten, frostigen Boden. Ich arbeitete gerade nebenan und lief zu ihm, um ihn mit anderen Kameraden, in schwerverletztem Zustand(,) ins Revier zu bringen. Er überlebte.«

Unmenschliche Strapazen hatten auch die Juden auszutehen, die dem Arbeitskommando angehörten, das die mehrere Tonnen schwere, mit Wasser gefüllte Straßenwalze ziehen musste,⁴⁰ die unter der Bezeichnung »Große Lina«, wie sie die Häftlinge nannten,⁴¹ als erschütterndes Symbol der Menschenverachtung in die Geschichte des KL Dachau einging. Aufgabe der Gefangenen war es, mit dem riesigen Ungetüm den neuen Appellplatz, die Lagerstraße und die Gassen zwischen den Baracken zu planieren.⁴² Aber auch außerhalb des Lagers war das Arbeitskommando »Straßenwalze« im Einsatz. Die »Walzenzieher«, wie die offizielle Bezeichnung der SS für die Männer dieser Kolonne lautete,⁴³ glätteten zum Beispiel die »Straße der SS« im SS-Lager sowie andere Straßen und Wege außerhalb des Stacheldrahtbereichs.

Außer den Juden, die, wie Hübsch hervorhebt,⁴⁴ »ohne Altersunterschied« an die Riesenwalze kommandiert wurden, mussten auch christliche oder »arische« Mithäftlinge, vor allem Angehörige der Strafkompagnie,⁴⁵ mit der Lina Bekanntschaft machen. Einer von ihnen war der ehemalige Sekretär des Würzburger SPD-Unterbezirks, Theodor Drey, den die SS wie alle inhaftierten Funktionäre und Parlamentarier der linken Parteien mit besonderem Hass verfolgte. Ihm blieb deshalb auch trotz seines Alters von 65 Jahren das Kommando an der Straßenwalze nicht erspart. Wie er feststellte, waren zum Bewegen der Walze normalerweise acht Pferde erforderlich. »Hier in Dachau jedoch, wo man ja viele Menschen hatte«, berichtet er,⁴⁶ »mußten 60 Mann diesen Koloß ziehen. An den Deichseln waren Ketten befestigt und an diesen wiederum in gewissen Abständen Knüppel, an denen zwei Mann ziehen mußten. Wenn die Walze ihr Ende erreicht hatte, dann hieß es: ›Zurück, marsch, marsch!‹ Und nun kam das Scheußliche. Die Menge flutete zurück. Jeder mußte eine andere Richtung einnehmen. Da fiel einer über den andern(,) zerschlagene Nasen, Augen und dergleichen mehr waren die Folgen.



Häftlinge mit einem »Moorexpress«, wie die Transportwagen im KL Dachau genannt wurden, die von Männern der so genannten Transportkommandos gezogen werden mussten. Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

Mancher mußte infolge Erschöpfung fortgetragen werden. Ein Eimer kaltes Wasser brachte den Erschöpften wieder mühselig auf die Beine.«

Große Mühe bereitete es den Gefangenen auch, die stehende Walze in Bewegung zu setzen. Unter den Anfeuerungen ihres Capos und unter dem Gebrüll der Begleitposten, die oftmals zudem noch mit dünnen und nassen Wurzeln gefällter Bäume auf die Männer einschlugen, mussten sie alle Kräfte aufbieten, um das Ungetüm von der Stelle zu bringen. Dabei stemmten sie ihre Beine in die Erde, und des öfteren holten sie auch wie schwere Zugpferde vor Fuhrwerken mal nach rechts und mal nach links aus, damit sie den nötigen Schwung bekamen.⁴⁷ Die Verantwortung für das fachgerechte Einwalzen trug der Capo, der allein über das Arbeitskommando wachte, wenn die Walze innerhalb des Lagers im Einsatz war. Jenseits des Stacheldrahts wurden die Häftlinge jedoch von vier bis sechs SS-Posten begleitet.

Die SS verzichtete aber nicht nur an der Straßenwalze auf Pferde und bediente sich statt dessen zur Erniedrigung der Gefangenen der Muskelkraft der Inhaftierten. Auch alle Transportdienste im Lagerbereich wurden von Häftlingen ausgeführt, die dabei ohne Lastkraftwagen und ohne Pferdefuhrwerke auskommen mussten.⁴⁸ Ihnen stand als Beförderungsmittel nur ein alter, ausrangierter Lastwagenanhänger zur Verfügung, der von ihnen gezogen werden musste. Der schwere Transportwagen war auf vier Autorädern mit Luftreifen montiert und wurde von 18 Gefangenen in Bewegung gesetzt.⁴⁹ »Zwei Mann«, berichtet Jean Bernard, der selbst diese Fronarbeit geleistet hat,⁵⁰ »ziehen vorn an einer Art Deichsel, vier Mann schieben hinten nach, und an jeder Seite ziehen sechs Mann zu zweien an 3 Koppeln, die mit Drahtseilen an den Seitenwänden befestigt sind.«

Der Transportwagen mit den »menschlichen Pferden« oder »Menschenpferden«, wie Kupfer-Koberwitz die Gefangenen an dem Fuhrwerk bezeichnete,⁵¹ hieß in der Lagersprache »Moorexpress«.⁵² »Wir«, berichtet Toni Fischer als alter Dachauer Lagerhase seinem Mithäftling Kupfer-Koberwitz,⁵³ »haben ihn so genannt, denn hier ist ringsum Moorboden. Diese Wagen (...) fahren natürlich nicht sehr schnell, da sie

schon leer ein großes Gewicht haben. Darum taufen wir die Ungetüme zum Scherz »Moorexpress«.

Der Einsatz an den großen Wagen, von denen es im Lager vier gab,⁵⁴ war mit schweren Strapazen verbunden. Vor allem im schwierigen Gelände waren die Fahrzeuge, die nicht nur im Lager dem Gütertransport dienten, sondern auch den Stacheldrahtbereich verließen, kaum voranzubringen. Oft sanken sie mit den Gummireifen ihrer Räder in dem Sand- oder in dem Moorboden ein⁵⁵ oder blieben im Dreck der vom Regen aufgeweichten Straßen stecken.⁵⁶ Wie sehr die Gefangenen unter den unmenschlichen Anstrengungen in den so genannten Transportkommandos litten, beschreibt der Häftling Franz Goldschmitt: »Obgleich der Moorexpress sehr schwer war, ging alles stets im Galopp. Ein Untercapo, meist mit einem Stock in der Hand, trieb die zweibeinigen Pferde an. Bei Transporten außerhalb des Häftlingslagers traten noch bewaffnete SS-Posten mit Hunden als Begleiter hinzu. Der Sommer brachte Hitze und Staub. Der Winter Schnee und Dreck. Mit gebeugten Rücken und eingezogenen Köpfen schoben, zogen und drückten diese menschlichen Zugtiere den Moorexpress tagein, tagaus acht bis zehn Stunden lang vom Lager zum Bahnhof, vom Bahnhof zur Werkstätte, von der Werkstätte zum Magazin, von der Kiesgrube zum Neubau, von der Küche in die Baracken. Das waren kaum noch Menschen, die da am Wagen zogen, eher Maschinen. Selten wischte sich einer den Schweiß von der Stirne, nur wenige putzten ihre Nase. Alle sahen verbittert aus. Wütend bissen sie die Zähne zusammen. Die Glieder zitterten vor Müdigkeit und Hunger. Der Redefluß stockte. Die moralische Widerstandskraft war bei vielen zu Ende. Langsam(,) aber sicher versanken diese als Zugtiere mißbrauchten, meist hochgebildeten Männer in schwarzen Tiefsinn.«⁵⁷

(Fortsetzung folgt)

Anmerkungen:

¹ Die Tatsache, dass es sich bei dem Forst, der im Norden an das alte Lager angrenzte, um einen Fichtenwald handelte, belegt ein Bericht der Politischen Abteilung des KL Dachau vom 17. Mai 1933, in dem ausdrücklich von »jungen Fichtenpflanzungen« die Rede ist. Welches Bild der Wald bot, ist ferner einer Beschreibung des Hauptwachtmeisters Johann Bielmeier vom 18. Mai 1933 zu entnehmen. Darin hebt der Beamte der Gendarmerie-Hauptstation

Dachau hervor, dass der »Wald infolge des 15jährigen Brachliegens vollständig verwildert« sei. So bezeichnet er ihn denn auch als einen »äußerst dichten Wald«. (Siehe *Hans-Günter Richardi*: Schule der Gewalt. Die Anfänge des Konzentrationslagers Dachau 1933–1934. München 1983, S. 99.)

² Nach der Aussage des ehemaligen Dachau-Häftlings Hans Kaltenbacher entstand das neue Lager nicht genau auf dem Grund des ersten Lagers, sondern es wurde, wie er sich ausdrückte, »weiter hinten gebaut«, und zwar in Richtung Norden (Befragung von Kaltenbacher am 2. Februar 1976 durch den Verfasser). Das bestätigte auch der ehemalige Dachau-Häftling August Gättinger, der angab, dass das alte Lager etwa dort endete, wo später die ersten Baracken des neuen Lagers aufgestellt wurden. Unmittelbar dahinter erstreckte sich, wie Gättinger weiter berichtete, der Wald, der dann abgeholzt wurde. (Befragung von Gättinger am 27. Oktober 1980 durch den Verfasser). Oskar Winter, der als Jude der 6. Kompanie angehörte, gab über den Standort des alten Lagers schließlich folgende Beschreibung: »Block 6, in dem wir lebten, war der letzte Block (vor) der früheren Kiesgrube (am Lagerweiher, Anm. d. Verf.) und (vor dem) Wald, wo dann das neue Lager gebaut wurde. Die Linie, die von der Vorderseite der beiden heute (in der KZ-Gedenkstätte) stehenden Baracken gebildet wird, war die hinterste Grenze des alten Lagers. Dort lief der Drahtzaun entlang. Als wir im September 1938 fort kamen, war dort noch der alte Grenzstein, der aber inzwischen herausgenommen worden ist.« (Bericht von *Oskar Winter*: Riesenfeld. Archiv des Verfassers.)

³ *Alfred Hübsch*: Die Insel des Standrechts (unveröffentlichtes Manuskript), S. 21 f. Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau 9438.

⁴ *Hübsch* 22.

⁵ Der »Lageplan« wurde von der Bauleitung Dachau, die dem SS-Verwaltungsamt unterstand, im Maßstab 1:1000 gezeichnet (Fotokopie im Besitz des Verfassers) – Das neue Schutzhaftlager wurde jedoch nicht in allen Einzelheiten so ausgeführt, wie es im Entwurf auf dem Lageplan vom 28. Juni 1937 eingetragen worden war. So waren zunächst vorgesehen: 36 Wohnbaracken und zusätzlich eine »Kranken-Baracke«, eine »Kantine u. Unterrichts-Baracke« sowie eine »Kammer-Baracke 1« und eine »Kammer-Baracke 2«, also insgesamt 40 Baracken – gegenüber 34 Baracken, die tatsächlich errichtet wurden.

Auf dem Plan sind außerdem für die Wohnbaracken drei verschiedene Breiten angegeben: zwölf Meter für die Baracken 1 bis 6, elf Meter für die Baracken 7 bis 10 und neun Meter für die Baracken 11 bis 36. Bei der einheitlichen Breite von neun Metern blieb es dann, als die Baracken aufgestellt wurden. Im Gegensatz zum Entwurf vom 28. Juni 1937 entstanden insgesamt 30 Wohnbaracken (statt 36), zwei Revierbaracken A und B sowie eine Baracke für die Häftlingskantine und eine Baracke, die einen Unterrichtsraum und das Lagermuseum beherbergte. Die vorgesehenen zwei Kammerbaracken mussten der zweiten Revierbaracke und dem Lagermuseum weichen.

⁶ Die Bauarbeiten für das neue Häftlingslager überwachte die Bauleitung Dachau (Abteilung V 5 a) mit dem Abteilungsleiter Franz Eirenschmalz und mit dem Bauleiter Otto Bestle (beide SS-Führer). Bestle berichtete später selbst über seine weitere Tätigkeit in Dachau nach dem Neubau des Schutzhaftlagers: »Ich (...) war Bauleiter der SS und habe (...) besonders den Bau der Großgaragen, Tankstelle und Autoreparaturwerkstätte sowie Waffenmeisterei geleitet, bis zu meiner Versetzung im Frühjahr 1941.« (Brief von Otto Bestle an Karl Riemer vom 26. September 1947, Fotokopie im Besitz des Verfassers.)

⁷ Für die Finanzierung der Kosten, die im alten Lager bei Reparaturen und bei anderen Ausgaben auf baulichem Sektor anfielen, war bisher das Landbauamt München zuständig. Die Behörde bewilligte für das Haushaltsjahr 1936 auch einen Gesamtbetrag von 20 000 Reichsmark, der allein, wie ausdrücklich betont wurde, »für die regelmäßige Unterhaltung der ausschließlich für Zwecke des Konzentrationslagers benützten Räume« bestimmt war.

Die Kompetenz des Amtes in Finanzierungsfragen, die Baumaßnahmen im KL Dachau betrafen, belegt außerdem ein Schreiben des Schutzhaftlagerführers Hermann Baranowski vom 18. Januar 1937. Darin ersucht er das Landbauamt München um die Auszahlung eines bewilligten Kredits für den geplanten Bau einer Desinfektionsanlage. »Die Kommandantur des Konzentrationslagers Dachau«, schreibt der SS-Standartenführer mit mangelhafter Interpunktion, »bittet nach bereits gehabter Unterredung mit Herrn Oberbaurat Neidhart, um Überweisung der genehmigten 22.000.– Rm. an die Kommandantur-Verwaltung des K.L. Dachau, da wie besprochen mit dem Bau bereits begonnen wurde.« (Faksimile des Dokuments in: Konzentrationslager Dachau 1933–1945. Katalog des KZ-Museums Dachau. Herausgegeben vom »Comité International de Dachau«. Brüssel o. J., S. 42.)

⁸ *Bradley F. Smith – Agnes F. Peterson* (Hrsg.): Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1945 und andere Ansprachen. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1974, S. 111 f.

⁹ *Klaus Drobisch*: Widerstand in Buchenwald. Frankfurt am Main 1978, S. 9.

¹⁰ Faksimile des Schreibens bei *Drobisch* 10.

¹¹ Befragung von Georg Scherer am 19. Juli 1982 durch den Verfasser.

¹² *Karl Ludwig Schecher*: Rückblick auf Dachau (unveröffentlichtes Manuskript), S. 65. Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau 7566.

¹³ Befragung von Georg Scherer am 19. Juli 1982 durch den Verfasser.

¹⁴ *Schecher* 67 ff.

¹⁵ *Schecher* 71 f.

¹⁶ Im Gegensatz zu *Schecher* berichtet *Hübsch*: »Bis zum Mai 1938 gab es keinen freien Tag in Dachau mit Ausnahme des 1. Weihnachtsfeiertags.« (*Hübsch* 21.)

¹⁷ Georg Scherer in der Schulfunksendung »Dachau« des Bayerischen Rundfunks (BR) am 21./24. Februar 1977. – Ebenso äußert sich Julius Schätzle: »Schubkarren fahren, Lasten tragen oder den Rollwagen schieben wurde den

ganzen Tag im Laufschrift erledigt.« (*Schätzle*: Wir klagen an! Ein Bericht über den Kampf, das Leiden und das Sterben in deutschen Konzentrationslagern, Stuttgart 1946, S. 21.)

¹⁸ *Hugo Burkhard*: Tanz mal Jude! Von Dachau bis Shanghai. Meine Erlebnisse in den Konzentrationslagern Dachau, Buchenwald, Getto Shanghai 1933–1948, Nürnberg o. J., S. 74.

¹⁹ Mit dem Beginn der Bauarbeiten für das neue Lager wurde das Wecken der Häftlinge von bisher 5 auf 4 Uhr vorverlegt.

²⁰ *Hübsch* 21.

²¹ *Hübsch* 35.

²² Bericht von *Oskar Winter*: Riesenfeld.

²³ Bericht von *Hermann Lein*: 1939. (Fotokopie der gedruckten Veröffentlichung im Besitz des Verfassers.)

²⁴ *Walter Adam*: Nacht über Deutschland. Erinnerungen an Dachau. Wien 1947, S. 41 f. – Die Angaben, die Adam macht, werden von Julius Schätzle bestätigt: »Trotz der zur Verfügung stehenden primitiven Mittel wurden die größten Leistungen herausgepreßt. Bagger- oder Betonmaschinen waren lange unbekannt. Alles mußte von Hand erledigt werden.« (*Schätzle* 21.)

²⁵ *Hübsch* 35.

²⁶ Georg Scherer in der Schulfunksendung »Dachau« des BR am 21./24. Februar 1977.

²⁷ Bericht von *Oskar Winter*: Riesenfeld.

²⁸ *Hans Schwarz*: Ergänzungen zur Geschichte von Dachau, bezogen auf das Manuskript von Hübsch. (Fotokopie im Besitz des Verfassers.)

²⁹ *Burkhard* 75.

³⁰ *Schecher* 68.

³¹ *Fritz Wandel*: In der Hölle von Dachau. Erlebnisbericht. Reutlingen o. J., S. 17.

³² *Edgar Kupfer-Koberwitz*: Die Mächtigen und die Hilflosen. Als Häftling in Dachau. Bd. 1. Stuttgart 1957, S. 97.

³³ *Schätzle* 22.

³⁴ *Schätzle* 21 f.

³⁵ *Wandel* 15.

³⁶ Befragung von Georg Scherer am 3. Juli 1975 durch den Verfasser.

³⁷ *Wandel* 15 f.

³⁸ *Schecher* 69.

³⁹ *Burkhard* 76 f.

⁴⁰ *Hübsch* 35.

⁴¹ Die Verfasser der Broschüre »Konzentrationslager Dachau. Geschildert von Dachauer Häftlingen« (Wien 1945, S. 20) und auch Rudolf Kalmar bezeichnen die Walze als »Dicke Berta«. (*Kalmar*: Zeit ohne Gnade. Wien 1946, S. 54.) Gebräuchlicher war jedoch im Lager der Name »Große Lina« oder nur »Lina« nach dem Lied: »Lina, laß dein Weinen sein!« (Siehe *Hübsch* 35 und *Richardi* 200.)

⁴² *Hübsch* 35 und *Reimund Schnabel*: Die Frommen in der Hölle. Geistliche in Dachau. Frankfurt am Main 1965, S. 137.

⁴³ *Teodor Musiol*: Dachau 1933–1945. Wydanie drugie poprawione i uzupełnione. 2. Aufl. Katowice 1971, S. 141.

⁴⁴ *Hübsch* 35.

⁴⁵ *Schecher* 45.

⁴⁶ *Theodor Drey*: Mördergrube Dachau. Aus den Erlebnissen eines fränkischen Antifaschisten. Main-Echo, Aschaffenburg, Ostern 1947 (Nr. 26).

⁴⁷ *Hübsch* 36.

⁴⁸ *Adam* 42.

⁴⁹ Ein Beleg für die Zahl der Häftlinge am Transportwegen ist das Gedicht von Edgar Kupfer-Koberwitz aus dem Jahre 1943, das mit den Worten beginnt: »Was sind das für Pferde – welch traurig Gespann? – / Achtzehn Mann.« (*Kupfer-Koberwitz*: Kette der Tage, Stuttgart 1947, veröffentlicht auch bei *Musiol*, S. 371.)

⁵⁰ *Jean Bernard*: Pfarrerblock 25 487. München 1962, S. 68 f.

⁵¹ *Kupfer-Koberwitz* 97 (Bd. 1); 96, 149 (Bd. 2).

⁵² Die Bezeichnung »Moorexpreß« ist allein eine Schöpfung der Dachauer Häftlinge. Der Name spielt auf das Dachauer Mooregebiet, genannt »Hebertshäuser Moos«, an, in dem das KL Dachau errichtet worden ist. Das weltberühmte Lied »Wir sind die Moorsoldaten«, das zum Gedenklid für alle nationalsozialistischen Konzentrationslager im In- und Ausland geworden ist, entstand jedoch nicht, wie oft angenommen wird, in Dachau. Es erinnert vielmehr an die Moore im Emsland, wo das Lied zum erstenmal im Lager Börgermoor gesungen worden ist. Die Erfassung des Textes schrieb der Bergarbeiter Esser aus Moers, der das Gedicht von sechs Strophen seinem Mithäftling Wolfgang Langhoff vorlegte. Dieser bearbeitete den Entwurf und schuf den Refrain. Die Melodie ist das Werk von Rudi Goguel, der ebenfalls in Börgermoor inhaftiert war. Die Uraufführung des Liedes im Sommer 1933 schildert Langhoff ausführlich in seinem Buch »Die Moorsoldaten«, das er bereits im Frühjahr 1935 als Tatsachenbericht verfasst hat. Das Lied hieß ursprünglich »Börgermoorlied«. (*Langhoff*: Die Moorsoldaten. Berlin 1947, S. 179–184.)

⁵³ *Kupfer-Koberwitz* 96 (Bd. 1).

⁵⁴ *Hübsch* 34. – Jean Bernard, der später als Hübsch nach Dachau gekommen ist, gibt die Zahl der Moorexpreß mit einem »halben Dutzend« an. (*Bernard* 69.)

⁵⁵ *Schnabel* 138.

⁵⁶ *Kupfer-Koberwitz* 96 (Bd. 1).

⁵⁷ *Franz Goldschmitt*: Zeugen des Abendlandes. Saarlouis 1947, S. 21.

Anschrift des Verfassers:

Hans-Günter Richardi, Obere Mooschwaigstraße 6 d, 85221 Dachau

Der Neubau des Schutzhaftlagers Dachau 1936–1938

Die Zeit des größten Terrors im Konzentrationslager (2. Teil)

Von Hans-Günter Richardi

(Schluss)

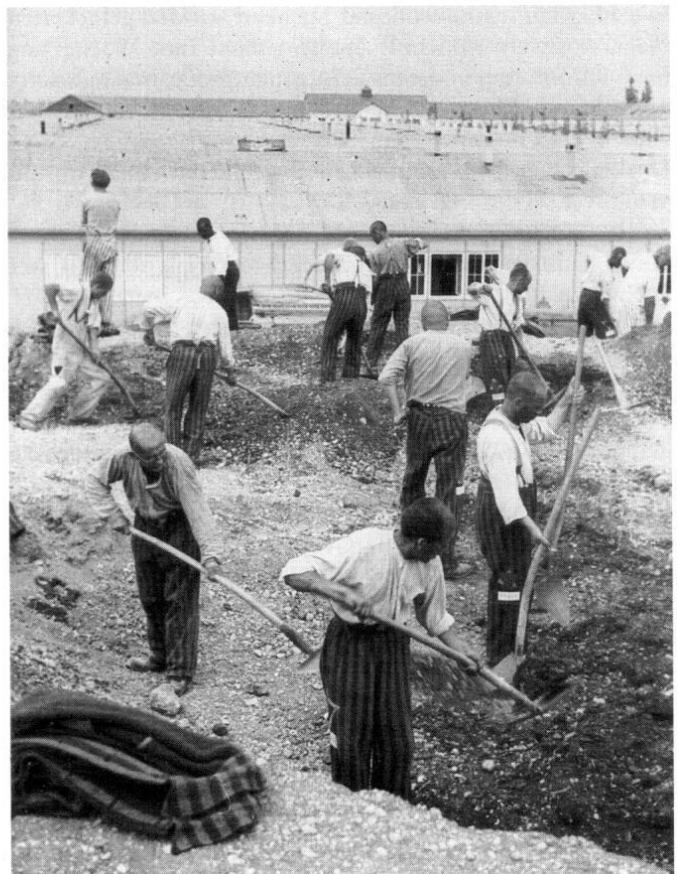
Für die Häftlinge im Konzentrationslager Dachau zeigte sich mit der Zeit immer deutlicher, dass sie bei ihren schwindenden Kräften ohne Gegenmaßnahmen dem unmenschlichen Druck der SS im Arbeitseinsatz auf die Dauer nicht gewachsen waren. Sie mussten daher nach Wegen suchen, die ihnen zumindest eine Chance eröffneten, das Lager zu überleben. Doch ihre Möglichkeiten waren begrenzt. Die einzige Waffe, die sie mit Erfolg dem Terror der SS entgegensetzen konnten, war ihre Intelligenz. So entwickelten sie Verschleierungstaktiken, die es ihnen erleichterten, sich mit Geschick dem mörderischen Arbeitsdruck zu entziehen, ohne dass die Bewacher die Täuschung bemerkten. »List«, berichtet Adam,⁵⁸ »stand gegen Gewalt. Freilich, einen sicheren Weg, an den Gefahren der ersten Arbeitsjahre glücklich vorbeizukommen, gab es nicht und oft bedeutete die Anwendung kleiner Tricks und Listen zugleich eine Erhöhung der Gefahr, denn wer erwischt wurde, hatte es schwer zu büßen. Aber keine Aufsicht, auch wenn sie von geübten Sklavenwächtern gehandhabt wird, ist lückenlos, besonders dann, wenn eine ganze Gruppe von Arbeitssklaven kameradschaftlich zusammenhält.«

Den Gefangenen kam bei ihren Bemühungen, die Bewacher zu täuschen, die Tatsache zustatten, dass die Lager-SS zumeist nicht in der Lage war, eine Arbeitsleistung abzuschätzen und richtig zu beurteilen. Den Grund dafür sah Schecher in der Herkunft der SS-Angehörigen. Wie ihre Lebensläufe bewiesen, waren viele Männer der älteren Generation zum Schwarzen Korps gestoßen, nachdem sie im Zivilberuf Schiffbruch erlitten hatten. Die jüngeren SS-Leute dagegen wählten häufig gleich nach dem Besuch der Schule den Weg zum Totenkopforden, ohne jemals den Versuch unternommen zu haben, sich in einer anderen Tätigkeit zu bewähren. So bestand für Schecher die Dachauer SS, wie er sich ausdrückt,⁵⁹ »offensichtlich aus Leuten, die nie in ihrem Leben richtig gearbeitet hatten und denen daher jeder Blick für Leistung fehlte. Sie sahen nur darauf, daß man sich bewegte. Einmal strich ich an einem ganzen Sonntagvormittag nur zwei laufende Meter Rohr. Es wäre dem fast alle halbe Stunde kontrollierenden Aufseher ein leichtes gewesen, festzustellen, ob meine Arbeit fortschreitet. Er kam gar nicht auf diesen abwegigen Gedanken. Hierin konnte man sich auf die mangelnde Intelligenz der SS-Leute ziemlich verlassen. Der erfahrene Häftling arbeitete im wesentlichen mit den Ohren und den Augen: Man mußte hören und sehen, ob man beobachtet wird. Mit der Zeit entwickelte sich hierfür ein sechster Sinn.«

So lautete für alle Gefangenen im Arbeitseinsatz der Grundsatz: »Mit den Augen arbeiten.«⁶⁰ Dieser war für das Überleben ebenso wichtig wie die Grundregel: »Niemals auffallen!« Daneben hatten die Häftlinge einen weiteren Grundsatz zu beherzigen, den Kalmar hervorhebt: »Der Gefangene, hieß eine alte Dachauer Regel, hat Augen, um zu sehen, Ohren, um zu hören, und einen Mund, um zu schweigen.«⁶¹ Das bedeutete, dass er für sich behielt, was er beobachtete. Die Häftlinge wussten aus Erfahrung, dass es lebensgefährlich war, Kenntnis von Verbrechen der SS zu erhalten und Informationen darüber an Fremde weiterzugeben. Eine andere Regel im Konzentrationslager, dessen Abkürzung »KL« die Gefangenen

sarkastisch mit den Worten »kein Leben« erklärten, besagte: »Langsam Arbeit, immer Arbeit.«⁶² Damit wurde geraten, eine leichte Arbeit möglichst zeitlich zu strecken, um einer schwereren Tätigkeit zu entgehen. Nur vor dem Hintergrund der vielen schmerzhaft gemachten Erfahrungen im Lagerleben, die schließlich ihren Niederschlag in den heimlich weitergegebenen Grundregeln gefunden hatten, war es verständlich, weshalb die Neuzugänge im KL Dachau gleich bei ihrer Ankunft von den alten Gefangenen die Belehrung erhielten: »Ihr müßt mehr mit den Augen als mit den Händen arbeiten.«⁶³ Mit der Zeit entwickelten die Häftlinge immer mehr Geschick, um sich vor überraschenden Kontrollen der SS zu schützen. »Es war wichtig«, berichtet Adam,⁶⁴ »einen Arbeitsplatz mit Rückendeckung und guter Aussicht auf das Vorfeld zu gewinnen oder eine Gruppe zu bilden und diese durch Beobachter nach allen Himmelsrichtungen zu sichern. Dann konnte man bei genügender Vorsicht und Aufmerksamkeit zeitweise eine Atempause einlegen oder sonst lässiger arbeiten. Eine volle Sicherheit gab das natürlich nicht. (...)

Beim Schaufeln ist lebhaft, taktmäßige Bewegung des Oberkörpers und der Arme notwendig, da ein Stillhalten noch auf sehr große Entfernung deutlich erkennbar ist; aber wenn sich kein Aufsichtsorgan in unmittelbarer Nähe befindet, kann man sich viel Mühe sparen, wenn man die Schaufel wenig oder gar nicht belastet. Ich habe manche Viertelstunde mit ganz leerer Schaufel intensiv geschaufelt. Um bei Erdarbeiten



Der oberste Grundsatz im Arbeitseinsatz lautete für alle Häftlinge. »Mit den Augen arbeiten.« Nur mit äußerster Wachsamkeit konnten sie sich einer Strafe bei den oft überfallartigen Kontrollen der Lager-SS entziehen.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau



Die Aufnahme zeigt den Westflügel des Wirtschaftsgebäudes im neuen Schutzhaftlager kurz vor seiner Fertigstellung. Heute befindet sich dort der Eingang zum Museum der KZ-Gedenkstätte.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

einen günstigen Arbeitsplatz möglichst lange zu behaupten, konnte man in einem geeigneten Augenblick die geleistete Arbeit wieder zurückschaufeln und dann von vorne beginnen. Bei dem so mühevollen Fahren mit dem Schubkarren lockerte ich einen Nagel am Karren, suchte mir einen Platz mit Rückendeckung, legte mir einen großen Stein zurecht und hockte untätig daneben. Näherte sich ein Aufsichtsorgan, so schlug ich schimpfend und fluchend auf den gelockerten Nagel – unvermeidliche Reparaturarbeit! Eine Woche lang hatte ich mit drei anderen Gefangenen große, braunglasierete Tonröhren mauerartig zu schlichten. Die erste Mauer, die wir bauten, legten wir so an, daß sie uns gegen jede Sicht Deckung bot; dann konnte sich abwechselnd einer von uns vieren verstecken und rasten.

Solche Tricks gab es unzählige. Wer sie verstand und dabei Glück hatte, konnte sich manche Erleichterung schaffen, wer Pech hatte, büßte es am Pfahl.⁶⁵

Um bei heimlichen Pausen vor plötzlich auftauchenden Bewachern sicher zu sein, entwickelten die Häftlinge ein Alarmsystem. Dieses bestand aus Zahlen, die sich die Männer zuriefen, sobald sich ein SS-Mann oder auch ein Capo, der gefürchtet war, dem Arbeitsplatz näherte. Die Warnrufe, die im Jahre 1937 eingeführt wurden,⁶⁶ umfassten verschiedene Zahlen, die unterschiedliche Bedeutung hatten. So signalisierte der Ruf »Achtzehn!« Gefahr. Sobald er ertönte und leise von Mann zu Mann weitergegeben wurde, hieß das, dass die Arbeit unverzüglich wieder aufgenommen werden musste, weil ein SS-Angehöriger oder ein Capo herankam. Entwarnung wurde dagegen mit dem Ruf »Zwanzig!« gegeben. Für den Lagerkommandanten, SS-Oberführer Hans Loritz, und für den Schutzhaftlagerführer, SS-Standartenführer Hermann Baranowski, galten eigene Zahlen. Die Warnung »Sechsendreißig!« bedeutete, dass Baranowski im Anmarsch war, und der Ruf »Sechsendneunzig!« kündigte das Erscheinen von Loritz an. Für die Warnrufe waren deshalb Zahlen gewählt worden, weil diese unverfänglicher als andere Bezeichnungen waren.⁶⁷ Sie ließen sich mit Aussagen erklären, die angeblich im Zusammenhang mit der gerade zu

erledigenden Arbeit standen, wenn sich ein misstrauischer SS-Mann nach der Bedeutung des Zurufes erkundigte.

Zum Glück für die Häftlinge fanden sich aber auch unter den Capos immer wieder Männer, die zu den Mitgefangenen standen und die zudem bemüht waren, ihnen die Arbeit zu erleichtern. Sie bedienten sich dazu ebenfalls verschiedener Täuschungsmanöver. Adam erinnert sich an einen solchen Capo, einen Rechtsanwalt aus dem Rheinland, der zur Warnung der Häftlinge seine eigene Methode entwickelt hatte. »Wir hatten unter seinem Kommando«, berichtet Adam,⁶⁸ »tagelang eine sehr grobe und unangenehme Schaufelarbeit zu verrichten, bewacht von SS-Unteroffizieren, die uns zum schärfsten Arbeitstempo antrieben. Zeitweise entfernten sie sich aber in die Kantine oder zu einer Bummelrunde durch das Lager. Sobald sie abzogen, begann unser braver Capo laut und wild zu schimpfen. Das bedeutete das Zeichen, daß wir das Tempo mäßigen können. Und eine neue Schimpfwelle avisierte uns die Rückkehr der Aufseher.«

Wie erfinderisch die Gefangenen in ihrem Bemühen waren, die SS zu überlisten, bezeugt ein anderer Fall, den Burkhard erlebt hat. »Wir hatten einen Untercapo«, erinnert er sich,⁶⁹ »einen sogenannten Kolonnenführer, der in der Hauptsache jüdische Häftlinge(,) die zum Lageraufbau abkommandiert waren, zu beaufsichtigen hatte. Er war uns gegenüber sehr hilfsbereit und schützte uns sehr oft vor den Schikanen und gefährlichen Auswüchsen der Wachtposten(,) wo immer er nur konnte. Einige unserer Kameraden lernten ihm einige Worte Hebräisch(,) und zwar in der Hauptsache solche, die für uns von Nutzen sein konnten, auf jeden Fall aber vorsorglich als Tarnsprache. Wir machten wieder einmal Planierungsarbeiten bei scheußlichem Regenwetter und hatten diesen Vormittag einen besonders gefährlichen Wachtposten, der uns natürlich dauernd schikanierte. Unser Capo unterband dies sofort, indem er uns selbst, wie vereinbart, zur Arbeit anfeuerte und dauernd schrie: »Arbeiten! Wollt ihr arbeiten! Tempo! Tempo! Aber mit etwas mehr Menuche!« (Menuche ist das jüdische Wort für »Ruhe«.) Der SS-Posten kam auf ihn zu, nahm ihn zur Seite und wollte natürlich wissen, was das



Gefangene beim Transport von
Essenkübeln vor der Häftlingsküche,
die sich in der Mitte des Wirt-
schaftsgebäudes befindet.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

Wort ›Menuche‹ zu bedeuten habe. Unser Capo sagte ihm, es bedeute: ›Mit etwas mehr Schwung arbeiten!‹ Darauf brüllte der Posten den ganzen Vormittag: ›Tempo! Tempo! Aber mit etwas mehr Menuche als sonst!‹

Wo immer beim Bau des neuen Lagers eine schwere Arbeit zu erledigen war, waren es zunächst die Juden, die mit dieser Tätigkeit belastet wurden. So wurde ein Kommando mit jüdischen Häftlingen auch zu den Fundamentierungsarbeiten bei der Errichtung der Gefangenenunterkünfte herangezogen, die mit großen körperlichen Anstrengungen verbunden waren. »Wir hatten die Aufgabe«, berichtet Burkhard, der diesem Arbeitskommando zugeteilt worden war,⁷⁰ »die Grundpfeiler für die neu zu erbauenden Baracken mittels eines schweren, eisernen Gewichtes, das an einem Seil befestigt war (...), in den Boden zu rammen. Der Häftling zog das Seil mit dem schweren Gewicht in die Höhe und ließ es auf den Pfahl niedersausen. Jeder Häftling wurde nach 10 Schlägen von dem nächsten Häftling abgelöst. Das sogenannte Rammen wurde von dem Capo, der damals ein guter Kamerad zu uns war, mit folgenden Begleitworten dirigiert: ›Hoch auf und eins! Hoch auf und zwei!‹ Und so weiter bis (...) 10. Bei dem Wort ›hoch auf!‹ wurde das Seil gezogen, bei dem Wort ›und eins‹ oder ›und zwei‹ und so weiter sauste der Eisenblock auf den Pfahl herab und trieb ihn in die Erde.«

Trotz der schweren körperlichen Arbeit, die beim Bau des Lagers von den Häftlingen geleistet werden musste, blieb die Verpflegung unzureichend. Die Lagerleitung dachte nicht daran, die Rationen zu erhöhen. »Wer«, erinnert sich Burkhard,⁷¹ »kein Geld hatte, um sich (in der ›Häftlingskantine«, Anm. d. Verf.) Zusatznahrung zu verschaffen, war übel dran.« Doch verglichen mit den Hungerqualen, die den Häftlingen im Zweiten Weltkrieg noch bevorstanden, war die Versorgung in dieser Lagerperiode erträglich. Die SS sparte aber nicht nur am Essen, sondern gab auch Lebensmittel aus, die oftmals minderwertig oder schwer genießbar waren. Eine Wurst, die ausgeteilt wurde, hieß zum Beispiel bei den Häftlingen wegen ihres hohen Wassergehalts »Wasserwurst«.⁷² Um die Ausgaben für die Beköstigung der Gefangenen möglichst niedrig zu

halten, griff die SS zum Billigsten. Sie schreckte auch nicht davor zurück, den Inhaftierten das Fleisch von Walen vorzusetzen.⁷³ »Oft zweimal in der Woche«, erinnert sich Schecher,⁷⁴ »gab es Walfischfleisch, in Kartoffeln oder in Reis gekocht, eine zwar sicherlich fetthaltige und nahrhafte Speise, die ich aber bei bestem Willen und bei größtem Hunger nicht essen konnte. Ich ging an solchen Tagen hungrig vom Tisch, und es ist sicher vielen Kameraden ebenso ergangen.« Auch Theodor Drey denkt mit Widerwillen an die Dachauer »Spezialität« zurück, die nach seiner Erinnerung aus »Bohnen mit Walfischfleisch« bestanden hat.⁷⁵

Ebenso minderwertig wie das Walfischfleisch war auch die übrige Fleischkost, die an die Häftlinge ausgegeben wurde. Sie setzte sich fast ausschließlich aus Innereien zusammen. Lediglich am Sonntag erhielten die Männer ein gutes Stück Fleisch. Der Speiseplan war nach den einzelnen Tagen der Woche genau geregelt. So bekamen die Gefangenen am Montag, wie sich Burkhard erinnert,⁷⁶ zum Mittagessen Kuttelfleck mit Kartoffeln und zum Abendessen Käse und Tee. Am Dienstag gab es mittags Walfischfleisch mit Kartoffeln und abends Wurst und Tee. Am Mittwoch empfangen die Häftlinge zum Mittag Hafergrütze mit Kartoffeln und zum Abend Hering mit Kartoffeln. Am Donnerstag fassten sie mittags Lunge mit Kartoffeln und abends Käse und Tee. Am Freitag erhielten sie mittags zum zweitenmal in der Woche Kuttelfleck mit Kartoffeln und abends Wurst und Tee. Am Samstag gab es wiederum als Mittagessen Walfischfleisch mit Kartoffeln und als Abendkost Sülze und Tee. Nur am Sonntag fiel die Verpflegung besser aus. Sie bestand mittags aus Suppe, Schweinebraten sowie Kartoffelsalat und abends aus Wurst und Tee. Zudem war das Sonntagessen, wie Burkhard berichtet,⁷⁷ »sehr gut zubereitet und auch reichlich, während die Rationen an Werktagen im allgemeinen sehr mager und oft nicht genießbar waren. Ein Großteil der verabreichten Kartoffeln mußte öfters weggeworfen werden.« Von minderer Qualität war auch der schwarze Eichelkaffee, der am Morgen ausgegeben wurde.

Das Schwarzbrot, das die Gefangenen morgens und abends zu



Ein Arbeitskommando auf der Lagerstraße im neuen Schutzhaftlager. Neben der Kolonne geht der Capo, der für das Kommando verantwortlich ist. Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

den Mahlzeiten einnahmen, mussten sich die Männer selbst einteilen. Ihre Brotration empfangen sie regelmäßig im Voraus und nicht erst zu den Essenszeiten. Die Zuteilung, die täglich auf 500 Gramm begrenzt war, hatten sie allein zu verwalten. Unabhängig davon erhielten die Häftlinge, die im Arbeitseinsatz standen, zusätzlich am Vormittag als so genannte Brotzeit eine Scheibe Brot und Tee, die in einer kurzen Ruhepause eingenommen wurden. Allerdings stand die Zulage nur Facharbeitern, wie beispielsweise Gefangenen in den SS-Wirtschaftsbetrieben, und Capos zu.⁷⁸ Die übrigen Häftlinge von dieser Vergünstigung ausgeschlossen. Die Sonderration, die ursprünglich alle Gefangenen zum Frühstück am Arbeitsplatz empfangen hatten, blieb nun selbst für die körperlich hart schuftenden Männer gestrichen, die keine Facharbeit verrichteten. Die Juden waren bei der Zuteilung der Brotzeit schon immer benachteiligt worden: Mal bekamen sie überhaupt kein Stück Brot und mussten statt dessen mit ansehen, wie ihre arischen Mithäftlinge die ersehnte Zuteilung in Empfang nahmen, und mal erhielten sie doch eine Scheibe Brot zugesprochen, die ihnen aber dann wieder zur Strafe entzogen wurde.⁷⁹

Im Hinblick auf den bevorstehenden Umzug der Gefangenen ins neue Schutzhaftlager, der nun in immer greifbarere Nähe rückte, wurde im August 1937 für alle Kompanien der Häftlinge endgültig die Bezeichnung »Block« und für die Korporalschaften, die den Kompanien unterstanden, der Begriff »Stube« eingeführt.⁸⁰ Die neuen Namen geisterten schon geraume Zeit durch das Lager, stießen jedoch lange auf die Ablehnung der Gefangenen, bis die Lagerleitung den Zustand beendete und die Einführung der Bezeichnungen befahl. Mit der Umbenennung der Kompanien in »Blocks« oder »Blöcken«⁸¹ und mit der Umwandlung der Korporalschaften in »Stuben« verschwanden auch die alten militärischen Bezeichnungen der Häftlingsvorgesetzten an der Spitze der Kompanien: Aus dem Feldwebel wurde der »Blockälteste«,⁸² der vorübergehend von den Gefangenen in Anlehnung an die alte Bezeichnung auch »Blockfeldwebel« genannt wurde,⁸³ und aus dem Korporalschaftsführer oder Korporal entstand der »Stubenälteste«. Neu war ebenfalls die Bezeichnung

»Blockschreiber« für den Kompanieschreiber. Auf Seiten der SS hieß der Kompanieführer jetzt »Blockführer«. Mit den neuen Begriffen verschwanden auch die bisher gebräuchlichen Bezeichnungen »Arbeitsfeldwebel« und »Sanitätsfeldwebel«. Für den Arbeitsfeldwebel, der die Arbeit im Lager einteilte, gab es kein neues Wort. Seine Tätigkeit übernahm nun das Häftlingsbüro »Arbeitseinsatz« mit seinen Schreibern. An die Stelle des Sanitätsfeldwebels trat der »Reviercapo«, der dem neuen Krankenrevier vorstand. Die Häftlingsvorgesetzten der Arbeitskommandos behielten jedoch den Titel »Capo«.

Der Tag, an dem die Annahme der neuen Bezeichnungen im KL Dachau befohlen wurde, blieb Schecher unvergesslich. So berichtet er: »Die militärischen Bezeichnungen »Kompanie«, »Kompanieführer«, »Feldwebel« und »Korporal« wurden verboten, dafür die Bezeichnungen »Block«, »Blockführer«, »Blockältester« und »Stubenältester« eingeführt. Ich sehe heute noch das Grinsen unseres Feldwebels, als er beim Aufmarsch zum Abendappell statt des klangvollen »Kompanie – Halt!« zum erstenmal »Block 8 – Halt!« kommandieren mußte. Übrigens gewöhnte sich das ganze Lager schnell an diese Neuerung, die ja an sich belanglos war, die aber doch schon die Richtung andeutete, in welcher die Entwicklung der Lager verlaufen sollte. Jedenfalls empfanden das viele Kameraden (so). Ganz gefühlsmäßig, ohne Militaristen zu sein oder an Soldatenspielerlei Gefallen zu finden, (war festzustellen): Die neuen Bezeichnungen lagen spürbar auf einer anderen Ebene.«⁸⁴ Nichts mehr sollte im Umgang mit den Gefangenen an militärische Ehren erinnern. In den Augen der Schutzstaffel waren die Häftlinge der soldatischen Ränge unwürdig. Unerbittlich trieb die SS den Bau des Lagers weiter voran. Niemand konnte sich dem Arbeitsdruck entziehen. Selbst die Gefangenen, die wochentags in den Werkstätten arbeiteten, mussten sich an den Samstagnachmittagen und an den Sonntagen, wenn der Betrieb in den Werkstätten ruhte, an den Arbeiten im Lager beteiligen.⁸⁵ Das galt auch für die Männer, die in der Schreibstube und in anderen Innenkommandos tätig waren. Zum »körperlichen Ausgleich« für ihre leichtere Tätigkeit an den Werktagen wurden sie regelmäßig an den

Samstagnachmittagen und an den Sonntagen dazu eingeteilt, den Sicherungsgraben auszuheben, der nach seiner Fertigstellung das neue Lager in Form eines Betongrabens umschließen und jeden Fluchtversuch unmöglich machen sollte. »Da«, erinnert sich Hübsch,⁸⁶ »mußten alle die Häftlinge aus den sogenannten guten Kommandos mithelfen, die sonst frei gehabt hätten, so die von der Bücherei, der Kantine, der Schreibstube, der Kammer (...). Es gab keine Möglichkeit, sich vor dieser Arbeit zu drücken.«

Zu den Gefangenen aus den Werkstätten, die an den Wochenenden zum Lageraufbau herangezogen wurden, gehörte auch Schecher. »Unser Capo«, berichtet er,⁸⁷ »sorgte in der Regel dafür, daß wir eine erträgliche Arbeit fanden. Lange entrosteten und reinigten wir mit Drahtbürsten Tür- und Fensterbeschläge, die beim Abbruch des alten Lagers gewonnen worden waren. Man konnte, wenn nicht gerade eine Aufsicht in der Nähe war, eine Stunde lang an einem Fensterwinkel herumkratzen. Als es Herbst wurde und auf den Winter zuging, bemühten wir uns um »Innenarbeit«. Viele Baracken waren jetzt im Rohbau fertig und wurden innen hergerichtet.⁸⁸ Manchen Sonntag saß ich frierend auf der Staffelei und strich die Rohre der Lichtleitung. Man mußte dabei einerseits mit der kostbaren Arbeit sparsam umgehen, damit sie lange vorhielt, andererseits durfte man sich nie untätig erwischen lassen.«

Im Oktober 1937 begannen die Häftlinge mit den Erdbewegungen für das Wirtschaftsgebäude, das im neuen Schutzhaftlager das größte Einzelbauvorhaben darstellte. Der Baukomplex, der an der Südseite des Lagerbezirks vorgesehen war, sollte nach seiner Fertigstellung die Häftlingsküche, das Bad, die Effektenkammer, die Sicherheitswerkstätte und andere Einrichtungen für den Lagerbetrieb aufnehmen. Hinter dem Bau, der als ein langgezogenes Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln geplant war, erstreckte sich der neue Kommandantur-arrest, der im Oktober bereits im Rohbau stand.⁸⁹ Der Bunker verlief in seiner ganzen Länge parallel zum Wirtschaftsgebäude, das nach seiner Vollendung ebenso wie der Zellenbau fast die gesamte Breite des Lagergeländes einnahm.

So waren denn auch die Mühen gewaltig, die allein der Bau des Wirtschaftsgebäudes den Gefangenen abverlangte. Zudem hatten die Männer die Arbeiten ohne maschinelle Hilfen zu bewältigen. »Die gesamten ungeheuren Erdbewegungen bei der Auskellerung dieses Riesengebäudes«, berichtet Hübsch, der selbst zu den Schwerarbeitern gezählt hat,⁹⁰ »wurden nicht etwa durch Bagger ausgeführt, nein, dies geschah alles durch Menschenhand in pausenloser härtester Fronarbeit. Die früher an jener Stelle stehenden Steinbauten waren bereits abgerissen und der Bauschutt von den Moorexpressen zum Zufüllen des Lagerweiher abgefahren worden.«

Den Bau des Wirtschaftsgebäudes und die Errichtung des Bunkers hatte in der Hauptsache die Strafkompagnie zu bewerkstelligen,⁹¹ die auch auf dieser Baustelle schweren Drangsalierungen ausgesetzt war. Die Arbeiten beaufsichtigten dort die wegen ihrer Brutalität gefürchteten Kommandoführer der SK, SS-Rottenführer Pinkel und SS-Haupt-scharführer Trenkle,⁹² die, wie sich Hübsch erinnert,⁹³ »stets auf dem Bauplatz anwesend waren«. Ihnen standen nicht weniger gewalttätige Capos zur Seite, die mit unglaublicher Härte und Rücksichtslosigkeit gegen die eigenen Mitgefangenen voringen. Die Namen der Männer um den Obercapo Josef (»Sepp«) Furtner aus Rosenheim, der die Bauarbeiten leitete, lauteten Anton Insam, Alois Magg, Leonhard Rödl und Johann Treitinger.⁹⁴ Hübsch bezeichnet die Capos, die selbst der Strafkompagnie angehörten, mit Ausnahme von Rödl als



Dachauer Häftlinge bei Fundamentierungsarbeiten im neuen Schutzhaftlager.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

»Bestien«. Durch ihr Verhalten fügten sie dem Ansehen der Dachauer Funktionshäftlinge, die in der Mehrzahl zu ihren Leidensgenossen standen, schweren Schaden zu. Vor allem Furtner und Insam begingen ungeheure Grausamkeiten. Sie veranlassten nicht nur, dass Häftlinge auf das schwerste misshandelt wurden, sondern beteiligten sich selbst an Gewalttätigkeiten. Schließlich bedrohten sie die Mitgefangenen auch noch mit ungezählten Strafmeldungen, die sie ohne Skrupel immer wieder schrieben, obwohl sie wussten, dass sie damit ihre Opfer der SS auslieferten.

Wie wenig ihnen ein Menschenleben bedeutete, zeigte die schlimmste Tortur, vor der sie nicht zurückschreckten. Sie bestand darin, Häftlinge auf Befehl von Pinkel oder Trenkle trotz größter Kälte in einen der großen Behälter aus Beton zu stürzen, von denen mehrere, stets mit Wasser gefüllt, auf der Baustelle zum Mischen von Zement bereitstanden.⁹⁵ Die Unglücklichen wurden mit dem Oberkörper untergetaucht und so lange im Wasser festgehalten, bis sie zu ersticken drohten. Dann erst erfolgte ein Wink der SS-Männer, der das Martyrium beendete. Kaum war der Gequälte wieder zu Luft gekommen, wurde er erneut ergriffen und mit dem Kopf nach unten in den Bottich gedrückt. Manchmal wiederholte sich der Vorgang bis zu sechsmal, bevor die Peiniger die Tortur abbrachen. »Die Gemarterten«, erinnert sich Hübsch,⁹⁶ »ließ man laufen, soweit sie dazu noch imstande waren. So dies nicht der Fall war, ließ man sie einfach vor dem Wasertrog liegen. Manche erholten sich, und dann mußten sie bis zum Einrücken in den nassen Kleidern weiterarbeiten. Andere blieben liegen und wurden beim Einrücken mitgeschleppt oder auf Schubkarren geworfen und mitgefahren. Sie starben meistens an Lungenentzündung.«



Blick auf die breite Lagerstraße des neuen Schutzhaftlagers, dessen Bau im Jahre 1938 abgeschlossen wird.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau

Die SS-Kommandoführer selbst wurden bei diesen erschütternden Übergriffen nicht handgreiflich. Sie ließen vielmehr die Capos nach dem PSV-Häftling Hermann Büche, einem großen und starken Zuhälter aus Frankfurt am Main, rufen, der mit einem Helfer die Arbeit übernahm.⁹⁷ Er hatte immer dann zu erscheinen, wenn ein Häftling das Missfallen von Trenkle oder Pinkel erregt hatte und eine neue Bestrafung im Wasserbottich bevorstand. Mancher, der bei den beiden SS-Unterführern in Ungnade gefallen war, musste die Prozedur gleich mehrmals in der Woche über sich ergehen lassen: zwei- oder auch dreimal in sieben Tagen. Jedes Untertauchen bedeutete für die Opfer erneute Todesangst, und mit Schrecken sahen die Mitgefangenen die Gequälten immer wieder neben den Betonbehältern stehen und sich ihr Entsetzen aus der Brust schreien, sobald es ihr Atem erlaubte. »Hatten sie ziemlich viel Wasser geschluckt und lang genug gebrüllt«, berichtet Hübsch,⁹⁸ »so ließ man sie wieder laufen. Wiederholt froren ihnen die nassen Kleider am Leib fest. Das war im November/Dezember 1937. Das Wasser in den Behältern froh jedoch nicht zu, da ihm ein Frostschutzmittel beigegeben war. Es wurde ja auch bei Kälte bis zu zehn Grad Celsius betoniert.«

Die Errichtung des Wirtschaftsgebäudes beanspruchte die Kräfte der Häftlinge auf das äußerste. Neben den beschwerlichen Ausschachtungsarbeiten hatten sie auch den Kies für den Bau heranzuschaffen. »Ungeheure Mengen (von) Kies«, berichtet Hübsch,⁹⁹ »wurden für die Grundmauern und Kellerböden des riesigen Gebäudes benötigt. Dieser wurde in mehreren Kiesgruben innerhalb und außerhalb des Lagers gewonnen.« An Kies herrschte, wie die Gefangenen leidvoll erfuhren, in Dachau kein Mangel. Dies bezeugt auch Fritz Wandel: »Auf dem Gelände (...), auf dem das neue Lager und (das) Wirtschaftsgebäude errichtet wurde(n), brauchte man nur einen Meter tief zu graben, um guten Kies zu finden, der für jede Betonierarbeit geeignet war. Neben jedem Bau, der errichtet werden sollte, begann man eine Kiesgrube auszuhe-

ben, dann füllte sich diese, sowie sie ausgebraucht war, allmählich mit metertiefem Wasser. Diese Kiesgrube lag (...) gewöhnlich dicht an dem neuen Bau.«¹⁰⁰

Die Wasserstellen bedeuteten eine erhebliche Gefahr für die Juden, die neben der Strafkompagnie in mehreren Arbeitskommandos zur Errichtung des Wirtschaftsgebäudes herangezogen wurden.¹⁰¹ Die SS-Leute nahmen sie des öfteren dazu her, den jüdischen Häftlingen ein unfreiwilliges Bad zu verschaffen, indem sie die Unglücklichen zur eigenen Belustigung in die Löcher warfen. Dann stellten sie sich mit langen Stangen um die Grube auf und stießen ihr Opfer, das sich aus der kalten Flut befreien wollte, unter lautem Geschrei immer wieder ins Wasser zurück. Dabei kümmerte es sie nicht, ob der Jude die Tortur durchstand oder seine Kräfte erlahmten und er vor Erschöpfung ertrank.

Die Menschenverachtung der Bewacher zeigte sich beim Bau des Wirtschaftsgebäudes auch noch auf eine andere grausame Weise. Dabei schreckten sie nicht einmal davor zurück, mit dem Leben eines Gefangenen zu experimentieren. »Wir haben es erlebt«, berichtet Wandel,¹⁰² »daß im Winter einem Juden befohlen wurde, aus dem dritten Stock des Baugerüsts auf die Eisdecke des neben dem Bau befindlichen Sees der Kiesgrube hinabzuspringen, nur damit die SS.-Männer erfahren, ob das Gewicht des Juden ausreiche, die Eisdecke zu durchschlagen. Die SS.-Männer schlossen Wetten ab; die einen wetteten, daß der Jude die Eisdecke durchbrechen werde, die anderen wetteten, daß sein Gewicht nicht ausreiche. Und damit diese Wette ausgetragen werden konnte, mußte der Jude sterben. Als er nicht springen wollte, wurde er gepackt und hinabgeworfen. Die Eisdecke wurde durchgeschlagen, und die zweite Gruppe der SS.-Männer hatte ihre Wette verloren – unter dem gellenden Hohngelächter derer, die die Wette gewonnen hatten.«

Für den Bau des Wirtschaftsgebäudes wurde neben den gewaltigen Kiesmassen auch eine Unmenge von Mauersteinen benötigt, die eigens von Steinträgern herangeschafft wer-

den mussten.¹⁰³ Diese Häftlinge leisteten ebenso wie die Fahrer der alten, hölzernen und schlecht voranzubringenden Schubkarren Schwerarbeit. Sie hatten die Steine auf einer Trage, die hoch mit der gewichtigen Last beladen war, an die Plätze zu schaffen, wo sie benötigt wurden, und auf dem Rückweg eine andere Fracht mitzunehmen. Die Kommandoführer achteten streng darauf, dass niemand mit leeren Händen zurückkehrte. So wurden den Steinträgern auch schwere Eisenstücke, mit Sand gefüllte Säcke oder Zement aufgebürdet. Wenn der Vorrat an Bausteinen abgetragen war, mussten die Männer mit ihrer leeren Trage so lange rundherum laufen, bis Mitgefangene auf einem Moorexpress Nachschub herangefahren hatten.

Erst nach Monaten hatte das Jagen ein Ende, als das Schutzhaftlager im Frühjahr 1938 allmählich seiner Vollendung entgegenging. Mit dem Umzug der Häftlinge ins neue Lager wartete die SS jedoch nicht, bis alle Bauarbeiten abgeschlossen waren. Sie befahl im Gegenteil, mit der Besiedlung des Lagers zu beginnen, sobald die ersten Baracken bezugsfertig waren. »Wenige Tage vor Weihnachten 1937«, erinnert sich Schecher,¹⁰⁴ »bezogen wir von Baracke 8 als erste das neue Lager. Der Aufbau war um diese Zeit längst noch nicht fertig. Nur einzelne Baracken waren bezugsreif. Die beiden ersten Baracken jeder Reihe waren noch im Innenausbau begriffen: auf der Ostseite die beiden Revierbaracken A und B, hinter denen sich die Wohnbaracken 1, 3, 5 bis 29 anschlossen, auf der Westseite die Kantinenbaracke und die Schulungsbaracke, denen die Baracken 2, 4, 6 bis 30 als weitere Wohnbaracken folgten. In den meisten Barackengassen waren noch tiefe Löcher und Gräben für die Abortgruben und die Rohrleitungen der Installateure offengelassen.«

Den Männern von Block 8 des alten Lagers wurde als Unterkunft im neuen Schutzhaftlager zunächst der Block 2 zugewiesen,¹⁰⁵ von dem sie schließlich im Frühjahr 1938 auf den Block 11 überwechselten.¹⁰⁶ Zug um Zug folgten ihnen die Mitgefangenen der anderen Blocks nach und bezogen die übrigen Baracken im neuen Lager. »Über dreitausend Häftlinge«, berichtet Schecher,¹⁰⁷ »übersiedelten nach und nach aus dem alten Lager, das dann vollends abgebrochen wurde, in das neue.« Der Umzug brachte für die Gefangenen zum Glück das Ende der Wanzenplage. Mit großer Befriedigung stellte Georg Scherer fest, dass es geglückt war, kein einziges Tier in die neuen Quartiere zu übertragen.¹⁰⁸ Das Ungeziefer blieb in den alten Steinbauten zurück, und im neuen Lager gelang es ihm nicht, Fuß zu fassen, da ihm die modernen Baracken kein Versteck mehr boten. Sie waren aus Holz und Zementplatten errichtet, die es den Blutsaugern unmöglich machten, sich tagsüber in dunklen Ecken und Ritzen einzunisten, um in der Nacht über ihre Opfer herzufallen. Auch fehlten in den neuen Unterkünften die offenen Dachstühle, die im alten Lager eine besondere Brutstätte der Schmarotzer waren. Die Anstrengungen, der Plage Herr zu werden, zahlten sich aus: »Ich«, betont Schecher,¹⁰⁹ »habe in den folgenden Jahren in Dachau keine Wanze mehr gesehen oder gespürt.« Allerdings hatte die SS bei ihren Bemühungen, die hygienischen Verhältnisse im Lager zu verbessern, nicht etwa die Gesundheit der Inhaftierten, sondern allein den Schutz der eigenen Leute vor Epidemien im Auge.

Das neue Schutzhaftlager, das nun im Jahre 1938 allmählich Gestalt annahm, bot bald das Bild der kalten Ordnung, das auf Edgar Kupfer-Koberwitz bei seiner Ankunft im »Musterlager« der SS so abschreckend wirkte. »Die Baracken«, berichtet er,¹¹⁰ »schimmerten grün durch den Stacheldraht. Selbst von weitem sah man, daß alles peinlich sauber gehalten war und nicht

das kleinste Stückchen Papier herumlag. Aber über allem hing etwas Unerbittliches, etwas Furchtbares, etwas Eiskaltes. Nie zuvor in meinem Leben habe ich eine Umgebung so bedingungslos gefährlich und feindlich empfunden. Es war, als sei die Luft voll erstarrter Verzweiflungsschreie.«

Anmerkungen:

⁵⁸ Adam 44.

⁵⁹ Schecher 79.

⁶⁰ Drobisch 17.

⁶¹ Kalmar 117.

⁶² Karl Adolf Gross: Zweitausend Tage Dachau. Erlebnisse eines Christenmenschen unter Herrenmenschen und Herdenmenschen. Berichte und Tagebücher des Häftlings Nr. 16921. München 1946, S. 105, 329.

⁶³ Adam 44.

⁶⁴ Adam 44 f.

⁶⁵ Mit »Pfahl« oder auch »Baum« wurde eine grausame Lagerstrafe bezeichnet, die von der österreichischen Armee übernommen worden war. Der Delinquent wurde an seinen Händen, die an ihren Gelenken hinter dem Rücken zusammengebunden wurden, an einem Pfahl oder an einem Querträger hochgezogen. Er blieb dort längere Zeit hängen. Das sogenannte Baumhängen wurde im KL Dachau im Arresthof des Kommandanturarrests (auch »Bunker« genannt) und später im Häftlingsbad im Wirtschaftsgebäude vollzogen.

⁶⁶ Hübsch 37.

⁶⁷ Kupfer-Koberwitz 189 (Bd.1).

⁶⁸ Adam 44.

⁶⁹ Burkhard 75 f.

⁷⁰ Burkhard 101.

⁷¹ Burkhard 79.

⁷² Schecher 95.

⁷³ Die Ausgabe von Walfischfleisch an die Gefangenen bestätigt auch Rudolf Burkert, der das KL Dachau als Rechtsreferendar im Jahre 1938 besichtigt hat. Dem Bericht zufolge, den er am 3. September 1979 auf Wunsch des Verfassers niederschrieb, erhielt seine Besuchsgruppe im Wirtschaftsgebäude des Schutzhaftlagers »die – wie man uns sagte – offizielle Mittagskost des Lagers«. Dabei handelte es sich um »Walfischfleisch aus Dosen«.

⁷⁴ Schecher 127.

⁷⁵ Bericht von Theodor Drey: Mördergrube Dachau.

⁷⁶ Burkhard 79 f.

⁷⁷ Burkhard 80.

⁷⁸ Schecher 70.

⁷⁹ Burkhard 101.

⁸⁰ Bei dieser Zeitangabe stützt sich der Verfasser auf einen Brief, den der Häftling Karl Riemer aus Nürnberg am 22. August 1937 im KL Dachau seiner Frau geschrieben hat. Auf dem Dokument findet sich erstmals die neue Bezeichnung seiner Unterkunft: »3. Block, 1. Stube«. Zugleich weist in dem Brief die folgende Bemerkung auf die bevorstehende Übersiedlung ins neue Lager hin: »Eines vorweg(,) in Zukunft mußt Du alle Post an mich mit Tinte schreiben(,) und noch eines bitte beachten: Alle Änderungen in der Anschrift usw. auf das Genaueste befolgen.«

Vom Jahre 1938 an trugen auch die neugestalteten Briefformulare für die Häftlinge im Absendervermerk die Bezeichnungen »Block« und »Stube«. Der älteste Brief, der dem Verfasser mit dieser Änderung vorliegt, wurde von Riemer am 15. März 1938 geschrieben.

Mit Sicherheit waren die neuen Bezeichnungen bereits vor dem August 1937 im Lager bekannt. Dies belegt der Bericht der Sozialdemokraten über das KL Dachau vom Mai 1937, der auf die Umbenennung der Kompanien eingeht. »Bei den Gefangenen«, heißt es da, »haben sich die neuen Bezeichnungen nicht eingebürgert. Sie sprechen immer noch von Korporalschaften und Kompagnien.« (Deutschland-Berichte 1937, S. 683.)

⁸¹ Beide Pluralformen, sowohl »Blocks« als auch »Blöcke«, waren im Lager gebräuchlich.

⁸² Hübsch 73.

⁸³ Hübsch 31, 37 und 46.

⁸⁴ Schecher 89.

⁸⁵ Schecher 78.

⁸⁶ Hübsch 23.

⁸⁷ Schecher 78.

⁸⁸ Laut Hübsch waren im Oktober 1937 die ersten Baracken im Rohbau fertig (Hübsch 42).

⁸⁹ Hübsch 50.

⁹⁰ Hübsch 50.

⁹¹ Hübsch 15, 50 und Wandel 19.

⁹² Hübsch 47.

⁹³ Hübsch 15.

⁹⁴ Hübsch 15, 47. – Die Namen der Capos wurden vom Verfasser nach dem Verzeichnis der Häftlinge im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau korrigiert und ergänzt. Alle fünf Capos kamen noch vor Beginn des Zweiten Weltkriegs frei: Treitinger wurde aus dem KL Dachau am 8. Februar 1938 und Furtner am 7. Januar 1939 entlassen. Die Entlassung von Insam, Magg und Rödl erfolgte am 20. April 1939 (Amnestie zu Hitlers 50. Geburtstag).

⁹⁵ Hübsch 15 f., 47.

- ⁹⁶ Hübsch 16.
⁹⁷ Hübsch 15. – Die Abkürzung »PSV« steht für »Polizeiliche Sicherungsverwahrung«.
⁹⁸ Hübsch 16.
⁹⁹ Hübsch 54 f.
¹⁰⁰ Wandel 21.
¹⁰¹ Wandel 21 f.
¹⁰² Wandel 23.
¹⁰³ Hübsch 51.
¹⁰⁴ Schecher 93. – Nach Auskunft von Oskar Winter sollten die Juden auf Block 6 als erste Häftlingsgruppe mit dem Umzug ins neue Schutzhaftlager beginnen. »Da«, berichtet er, »kam aber die November-Isolierung dazwischen.« Zur Bestrafung der jüdischen Häftlinge war über ihre Unterkunft, die sie nicht verlassen durften, eine Blocksperrung verhängt worden. (Befragung von Oskar Winter am 7. Mai 1983 durch den Verfasser.)
 Eugen Kessler sah die ersten beiden Baracken im Bau, als er am 1. Oktober

1937 das Konzentrationslager verlassen konnte. Diese wurden nach seiner Erinnerung von Zivilarbeitern und nicht von Häftlingen aufgestellt, wie das später bei den anderen Blocks der Fall war. (Befragung von Kessler am 10. November 1987 durch den Verfasser.)

¹⁰⁵ Schecher 94.

¹⁰⁶ Schecher 121.

¹⁰⁷ Schecher 94. – Die Zahl der Häftlinge, die Schecher angibt, ist zu hoch gegriffen. Sie blieb in den ersten drei Monaten des Jahres 1938 stets unter 2600 Mann. Im Januar betrug die Lagerstärke 2530, im Februar 2539 und im März 2584 Gefangene.

¹⁰⁸ Befragung von Georg Scherer am 3. Juli 1975 durch den Verfasser.

¹⁰⁹ Schecher 93.

¹¹⁰ Kupfer-Kobowitz 54 (Bd. 1).

Anschrift des Verfassers:

Hans-Günter Richardi, Obere Mooschwaigstraße 6d, 85221 Dachau

Die Anfänge der Pallottiner in Freising (1919–1932)

Von Dr. Antonia Leugers

Als Pater Max Kugelmann im Herbst 1919 die erste bayerische Niederlassung der Pallottiner¹ in Freising² eröffnete, ging für den aus Bobingen stammenden Bayern ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Schon 1890 hatte er den Versuch unternommen, für die in Italien ansässige »Pia Societas Missionum« (PSM) eine Zulassung für ein Missionshaus in seiner Heimat zu erhalten, doch vergeblich.³ Obgleich der Päpstliche Nuntius Agliardi damals bekräftigt hatte, »die Pallottini« seien »durchaus harmlos« und würden sich »der Politik gänzlich enthalten«,⁴ sprach sich Kultusminister Dr. von Müller gegen eine Pallottinerniederlassung als »Konkurrentin« der Benediktiner aus. St. Ottilien würde »vollständig genügen«.⁵ Dies lag auch im Interesse des Münchener Erzbischofs Thoma.⁶ Die Aversionen gegen eine »Missionspflanzschule« saßen beim Kultusminister tief. Die »zu Missionsbrüdern heranzubildenden Zöglinge [würden] unter den intelligenteren Köpfen der gewerblichen und landwirtschaftlichen Bevölkerung« gewonnen werden, was er für Bayerns weitere Entwicklung offenkundig als wenig förderlich ansah. An einer neuen Kongregation, die »auf dem ganzen europäischen Kontinente noch in keiner Weise erprobt« sei und von der man »soviel wie nichts« wisse über »Organisation, Tendenz und seitherige Wirksamkeit«, habe Bayern kein Interesse.⁷ Der Nuntius erlaubte sich den kritischen Hinweis, die Entscheidung des Kultusministers werde in »Rom peinlich berühren«. Die Protestanten hätten mehr Missionsanstalten, andere Staaten legten »mehr Sorgfalt« auf das Missionswesen und seien stolz, sie zu besitzen. Deutschland solle da nicht zurückstehen, »speziell Bayern«.⁸

Schließlich eröffneten die Pallottiner im Herbst 1892 die erste deutsche Niederlassung in Limburg an der Lahn, nachdem das preußische Kultusministerium seine Zustimmung für die im deutschen Schutzgebiet Kamerun bereits tätige Missionsgesellschaft erteilt hatte.⁹ Als sich die Pallottiner während des Ersten Weltkriegs erneut um Bayern bemühten, verfügten sie inzwischen über vier Niederlassungen in Preußen und konnten nun auf ihre staatlich geschätzte Missionstätigkeit verweisen.¹⁰ Für eine Zulassung in Bayern bedurften sie trotz allem einflußreicher Befürworter in staatlichen, kirchlichen und nicht zuletzt städtischen Gremien. Auch während der folgenden Jahre, zwischen 1919 und 1932, sahen sich die Pallottiner wechselnden Erwartungen der maßgeblichen Institutionen gegenüber, denen sie die

eigene Nützlichkeit stets überzeugend zu erweisen hatten. Darauf soll in diesem Beitrag näher eingegangen werden.

Anfangsprobleme

Früh kristallisierte sich Freising als Ort für eine Niederlassung heraus.¹¹ Zu den eifrigsten Befürwortern zählte Bürgermeister Stephan Bierner, der sich Pater Kugelmann gegenüber »dem Plane sehr gewogen« zeigte,¹² allerdings aus ökonomischen Gründen. Bierner legte dem Kultusministerium die desolante Lage seiner Stadt offen dar. Er begrüße daher »jedes Unternehmen«, das »geeignet ist, die wirtschaftlichen Verhältnisse günstig zu beeinflussen«.¹³ Die »klosteraufsichtliche Genehmigung« zur Niederlassung von Priestern und Brüdern wurde in Einvernahme mit der Münchener Erzdiözese am 10. September 1918 in »widerruflicher Weise« erteilt zum Zweck, ein Seminar zu errichten.¹⁴ War die Zusage staatlicherseits, anders als 1890, problemlos erzielt worden, so hegte der neue Münchener Kardinal Michael von Faulhaber Vorbehalte, da er schlechte Erfahrungen mit Pallottinern aus Bruchsal gemacht hatte. Der Limburger Provinzial Kolb distanzierte sich von den südwestdeutschen Mitbrüdern und führte nun Bayern als Gewähr für eine gute Beeinflussung des Nachwuchses seiner Provinz in dem »kernkatholischen Freising« ins Feld.¹⁵ Ohne einen Mittelsmann wäre den Pallottinern der Erfolg bei Faulhaber dennoch kaum beschieden gewesen. Der Direktor des Klerikalseminars in Freising, Johannes B. Schauer, wurde zum »Berater und Helfer in allen Nöten«.¹⁶ Er richtete ein Memorandum an den Kardinal, in welchem er die Pallottiner als eine der »bestorganierten und fruchtbarst wirkenden katholischen Missionsgesellschaften« empfahl, deren Missionsarbeit in Kamerun »allseits rückhaltlose Anerkennung« gefunden habe.¹⁷ Faulhaber hingegen war nun deswegen interessiert an den Pallottinern, weil er sich eine Unterstützung der Pfarrer in der Freisinger Umgebung versprach.¹⁸

Mit dem staatlichen und kirchlichen Einverständnis begann die Suche nach einem geeigneten Gebäude. Der Zeitpunkt konnte ungünstiger kaum sein. Im April 1919 fragte sich Kugelmann, ob »die neuen Bestimmungen der Räterepublik unser ganzes Vorhaben in Frage stellen«. Es werde in der Zeitung gegen Bürgermeister Bierner gehetzt, der sein Amt niedergelegt habe.¹⁹ Die Räterepublik jedoch war von kurzer Dauer und Kugelmanns Vorhaben fand wiederum wohlwollende Unterstützung in Freising, war ein Missionsseminar